

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Die Badische Schule. 1934-1939 1938**

1 (1.1.1938)

# Die badische Schule

Sachbearbeiter: Professor Michel Fuhs, Karlsruhe, Weltzienstraße 18b

## Ludendorff.

Von W. S. Ganzer.

Die Annalen der deutschen Geschichte verzeichnen in reicher Fülle die Namen von Männern, deren Faust durch Jahre oder Jahrzehnte die Zügel des Weltchicksals führte. Zu ihnen gehört Ludendorff, der Feldherr des gewaltigsten Krieges, der je die Menschheit durchraste.

Leben und Werk dieses Übermenschen gliedern sich in deutlich unterscheidbare Abschnitte: Jugend und Werdegang, Friedensleistung im Generalstab, Feldherrnamt und völkischer Vorkampf.

Am 9. April 1865 erblickte Erich Ludendorff auf dem Gut Kruschewnia bei Posen das Licht der Welt. Zwei Geschwister wurden vor ihm, zwei nach ihm geboren. Mit zwölf Jahren trat er ein in die Kadettenanstalt zu Plön und verließ als siebzehnjähriger Selektaner 1882 die Kadettenanstalt Lichterfelde mit Leutnantsrang. Im Infanterieregiment 87 (8. Westfälisches) zu Wesel tat er erste Offiziersdienste. Ganz auf sich gestellt, ohne Namen, Vermögen und Günst, begann sein kometen gleicher Aufstieg. Mit 30 Jahren wurde er Hauptmann, mit 36 Major, mit 51 General der Infanterie. Dieses Avancement war erstaunlich für die Verhältnisse des kaiserlichen Deutschlands im Frieden sowohl wie im Kriege.

Nach mehrfacher Verwendung im Truppengeneralstab des IV. und V. A. R. (Magdeburg und Posen) wurde Ludendorff 1904 in die 2. Abteilung des Großen Generalstabes (Berlin) berufen. Dieser Abteilung gehörte Ludendorff an bis zum 27. Januar 1913, zunächst als Mitarbeiter, ab 1908 als Chef. Dazwischen fiel eine zweijährige Kommandierung als Lehrer für Kriegs-

geschichte und Taktik an der Kriegsakademie. In der Anfangszeit seiner Tätigkeit im Großen Generalstab hatte Ludendorff das Glück und die Ehre, noch unter dem unsterblichen Schlieffen zu arbeiten. Ludendorffs Aufgabengebiet in der 2. Abteilung des Großen Generalstabes erstreckte sich vorwiegend auf das Gebiet der Landesverteidigung und Seeresgestaltung. Diese Fragen wurden von ihm nie vereinzelt gesehen als rein militärische. Mit scharfer Schaukraft ordnete er sie ein in den Gesamtzusammenhang des Völkischen, der europäischen und Weltverhältnisse. Mit dieser Fernsicht eilte er den meisten der damaligen Männer, die für die Geschichte des Reiches verantwortlich waren, dem Reichstag, den Ministerien, mit Einschluß des Kriegsministeriums, sogar dem Militärkabinett weit voraus.

Vergeblich forderte Ludendorff eine mit der wachsenden Volkszahl gleichlaufende jährliche Seeresverstärkung. Vergeblich setzte er sich ein für die Aufstellung von Kriegsformationen aus geschlossenen Reservejahrgängen schon im Frieden. Vergeblich wandte er sich für die kurzfristige Ausbildung der Ersatzreservisten. Auch seine Forderung nach ausreichender Vermehrung der schweren und schwersten Artillerie (30,5- und 42-cm-Steilfeuergeschütze) stieß auf den Widerstand der obenerwähnten amtlichen und maßgebenden Stellen. Schon 1909 verlangte er dringend die Bereitstellung genügender Munitionsbestände und eine durchgreifende Verbesserung der technischen Ausrüstung der Armee. Noch am 21. 12. 1912 erhob er erneut in einer umfangreichen Denkschrift seine war-

nende Stimme und wies darauf hin, daß Frankreich 82% seiner Wehrfähigen, Deutschland aber nur 53% militärisch ausbilde. Von den geforderten 300000 Mann wurden nur ein Bruchteil bewilligt und die Vermehrung der Armeekorps durch Abtrennung von Einheiten der schon bestehenden Armeekorps durchgeführt. Achselzuckend erklärten die Verantwortlichen: Keine Ausgabe ohne Deckung!

Ludendorff war längst zum lästigen Mahner geworden. Am 27. Januar 1913 (Kaisers Geburtstag!) wurde er zur Truppe zurückversetzt, und zwar als Kommandeur des Niederrheinischen Füsilierregiments Nr. 39 in Düsseldorf. Bevor er in seinem Standort eintraf, hatte der dortige kommandierende General bereits ein Schreiben des Chefs des Militärkabinetts in Händen. Es enthielt den Satz: „Bringen Sie dem Oberst Ludendorff Disziplin bei!“

Im April 1914 gab Ludendorff sein Regiment ab und wurde Kommandeur der 85. Infanteriebrigade (Straßburg). In dieser Stellung erreichte ihn der Mobilisierungsbefehl. Auf eigenen Wunsch war Ludendorff für den Kriegsfall für den Oberquartiermeisterposten der 2. Armee vorgesehen worden. Dieser fiel die Öffnung der belgischen Festungen zu.

Ludendorffs große Stunde war gekommen. An der Spitze der 14. Infanteriebrigade durchbrach er die Kette der Sperrforts der Festung Lüttich. Gebieterisch pochte sein Degenknäuf an die Tore der Zitadelle. Ohne Widerstand ergab sich die Besatzung. Damit war Lüttich gefallen einzig durch die Kühnheit des Führers Ludendorff und durch die Tapferkeit seiner Infanteristen. Die einzelnen Forts zerschmetterte in wenigen Stunden und Tagen die schwere deutsche Artillerie. Für diese Waffentat wurde Ludendorff der Orden Pour le mérite verliehen. Strahlend stieg der Stern des Feldherrn Ludendorff am Firmament der Kriegsgeschichte empor.

August 1914. Ostpreußen! In drei gewaltigen Säulen marschiert die Elite der russischen Armee heran. Unter ihren Tritten erbebt die Erde. Brände flammen auf. Deutsche Menschen verbluten unter den Knutenhieben der Kosaken. Die 8. deutsche Armee beginnt zu weichen. Verloren ist nahezu eine ganze Provinz, Berlin bedroht, der ganze Osten gefährdet. Da schreibt Moltke der Jüngere, der damalige Chef des deutschen Generalstabes, am 22. August an Ludendorff: „Ich weiß keinen anderen Mann, zu dem ich so unbedingtes Vertrauen hätte, wie zu Ihnen. Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage!“

Am 23. August rast aus dem Westen des Reiches ein Sonderzug gen Osten. In einem seiner Wagen, die donnernd über die blitzenden Schienenstränge segeln, sitzt der neuernannte Generalstabschef der 8. Armee. In Hannover, auf einem der Bahnsteige des Hauptbahnhofs, erwartet der ebenfalls neuernannte kommandierende General der 8. Armee, von Beneckendorff und Zindenburg, seinen ersten Helfer. Ludendorff und Zindenburg begegnen sich hier zum ersten Male in ihrem Leben. Als sie sich die Hände reichten, hielt die Weltgeschichte den Atem an. Zwei Titanen schlossen einen Bund auf Leben und Tod.

In den Tagen vom 25. bis zum 30. August 1914 spielte sich auf Ostpreußens Fluren, in der Umgebung von

Tannenberg, die größte Vernichtungsschlacht aller Zeiten ab. Die Armee des russischen Generals Samsonow wurde buchstäblich vom Erdboden vertilgt. Die Fäuste der Titanen hämmerten Schlag auf Schlag. Die Zeitungen schrien es in alle Welt: Sieg an den Masurischen Seen! Vorstoß an der Weichsel! Durchbruch bei Lodz! Winterschlacht in Masuren! Die russische Gefahr war gebannt. Die Namen Zindenburg und Ludendorff waren zu einem Programm geworden, nicht nur in Deutschland, nein, auch im Lager der Feinde!

An der Marne vergab inzwischen die deutsche Oberste Seeresleitung die sichere Siegeschance. Moltke, der ungeheuren Verantwortung und Aufgabe nicht mehr gewachsen, machte Falkenhayn Platz. Auch dieser vermochte die Lage nicht zu meistern. Vergebens forderten Ludendorff und Zindenburg Verteidigung im Westen, Angriff bis zur Entscheidung im Osten. Erst das verfehlte Unternehmen gegen Verdun gab endlich in letzter Stunde im Herbst 1916 die Bahn frei für Ludendorff und Zindenburg. Mit eiserner Energie griffen der Generalissimus des deutschen Feldheeres und sein Generalquartiermeister in die Speichen des Schicksalsrades. Durch das Hilfsdienstgesetz sollte die Mobilisierung aller personellen, ideellen und materiellen Kräfte des deutschen Volkes erfolgen. Der pazifistisch durchseuchte Reichstag, allen voran Sozialdemokratie und Zentrum, verstümmelten das rettende Gesetz zur völligen Unwirksamkeit. Mit scharfer Kritik suchte Ludendorff die politische Leitung (Bethmann-Hollweg!) zu Mannestaten anzutreiben. Vergebens. Immer wieder wurde der uneingeschränkte U-Boot-Krieg bald verzögert, bald hintertrieben und viel zu spät erst angelegt. Zur Hebung der seelischen Widerstandskraft pochte Ludendorff auf die Durchführung des vaterländischen Unterrichtes in Heimat, Meer und Marine. Improvisiert und ohne entsprechenden politischen Einsatz der zivilen Gewalt mußte er ohne nachhaltige Wirkung verpuffen.

In rasendem Ansturm rannten die Millionen der Entente, seit April 1917 verstärkt durch die Armeen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, unterstützt von ungeheurem Materialeinsatz, an gegen die deutsche Westfront. In glänzenden Abwehrschlachten zerspellten Ludendorff und Zindenburg den französischen Elan, die englische Verbissenheit und Zähigkeit, die amerikanische Tollkühnheit. Die deutsche Westfront stand, ehern und unerschütterter.

Ludendorff zog aus den Abwehrkämpfen des Jahres 1917 die Lehre, daß das sture Festhalten von Geländezügen um jeden Preis ein Wahnsinn sei. Diese Erkenntnis legte er nieder in den beiden Vorschriften: Abwehr im Stellungskrieg! Angriff im Stellungskrieg! Beide Vorschriften bewährten sich glänzend. Gestaltet nach ihren Grundsätzen brach im März 1918 die deutsche Frühjahrsoffensive los. Sie zerriß mit einem Schlage die Nahtstelle der anglo-französischen Armeen. Zum zweiten Male wurde der Schicksalsfluß der Marne erreicht. Eine Auswertung des riesenhaften Erfolges war nicht möglich aus Mangel an Reservisten.

Immer fühlbarer wurde der ungeheure Druck des vielfach überlegenen Gegners, dem alle Welt offen stand. Nur eine entscheidende politische oder militäri-

sche Tat konnte die sieghafte Wendung bringen. Da auf dem Schlachtfeld der Politik deutscherseits nur Stümper oder gar Verbrecher kämpften, konnte nur eine neue militärische Offensive noch die Rettung bringen. Ludendorff schreckte vor dieser Verantwortung nicht eine Sekunde zurück. Er wagte den Einsatz einer neuen Schlacht. Die Sommeroffensive des Jahres 1918 scheiterte nicht durch seine Schuld. Sie scheiterte durch den Verrat von Überläufern und durch den Dolchstoß, den die Internationalen des Marxismus und politischen Katholizismus schon längst gegen das Herz des deutschen Siegfried geführt hatten.

Am 26. Oktober 1918 wurde Ludendorff von seinem kaiserlichen Herrn entlassen. Gröner, der spätere Reichswehrminister, wurde sein Nachfolger im Amt des Generalquartiermeisters.

Bis zur letzten Stunde seiner Tätigkeit hatte Ludendorff sich dem drohenden Zusammenbruch entgegen gestemmt. Daß dieser dennoch eintrat, war niemals seine Schuld. Ludendorff hatte seit langen Jahren gewarnt und gemahnt, gerungen und gekämpft, gelitten und dennoch seine Pflicht erfüllt, ja mehr als das.

Der Haß einer vertierten Menschenmeute jagte Ludendorff in den Revolutionsmonaten außer Landes. Als die Schmutzwagen des Putsches sich glätteten, kehrte Ludendorff ins Reich zurück. Und nun offenbarte es sich, daß Ludendorffs Lebensmut und Kampfeswille ungebrochen waren. Jeder andere wäre unter der Flut des Untermenschenhasses und unter dem Keulenschlag der Undankbarkeit zu Tode getroffen worden. Nicht so Ludendorff, der Titan.

Als politischer Kämpfer für eine völkische Weltanschauung und Erneuerung erhob er nunmehr seine

Stimme in Wort und Schrift. Sie drang in manches bange Herz, zerriß manches Netz von Dunst und Lüge, das die überstaatlichen Mächte um das Volk der Dichter und Denker gewoben hatten.

Am 9. November 1923 trat der Generalquartiermeister des deutschen Weltkriegsheeres Seite an Seite mit einem namenlosen Kämpfer der Millionen, die einst auf seinen Befehl dem Tod entgegenstürzten, den Weg zur Feldherrnhalle an. Wieder vernichtete Verrat den möglichen Erfolg.

Es gereicht dem deutschen Volk zur Ehre, daß Ludendorff nicht das tragische Geschick so vieler Großer der deutschen Geschichte, wie zum Beispiel Bismarck, teilen muß. Dieser mußte von seinem Werke und aus dem Leben gehen mit der furchtbaren Erkenntnis der unaufhaltsam nahenden Katastrophe vor Augen. Anders Ludendorff. Die Vorsehung hat ihn noch schauen lassen das Werden und Wachsen des Dritten Reiches, seine Erneuerung in Stärke und Kraft, völkisch, so wie er es stets ersehnte und kämpfend erstrebte. Ludendorff sah sein Lebenswerk sich vollenden auf der Ebene des Weltanschaulichen und Politischen.

Er durfte noch den überragenden Baumeister des nationalen und sozialistischen völkischen Reiches aller Deutschen schauen: Den Führer Adolf Hitler.

Dieses Reich aller Deutschen, das der unbekannte Gefreite des Weltkrieges schuf, hat die Schande des Jahres 1918 getilgt. Es ehrte Ludendorff durch die Verleihung des Infanterieregimentes 39. Das Dritte Reich hat Ludendorff den Ruhmestitel zuerkannt: Feldherr der Deutschen im Weltkrieg. Ludendorffs Name und Werk werden ewig leben im Herzen seines Volkes, das ihn gebar.

**Ein Heldenleben, dessen Denken und Handeln ausschließlich Deutschland galt, ist vollendet, ein Leben, das arbeitsreich war wie das weniger Menschen, das auf die höchste Höhe des Ruhmes führte und dem auch tiefe Tragik nicht erspart blieb.**

**Deutschland verlor einen Mann von gewaltiger Willenskraft, einen leidenschaftlichen Kämpfer für die Macht und Größe seiner Nation.**

St o m b e r g.

Nach dem Willen des deutschen Marxismus und unserer ehemaligen Kriegsgegner hatte das Reich Bismarcks am 9. November 1918 für immer seine Flagge sieglos niedergeholt. Seinen Zusammenbruch vervollständigte das Versailler Diktat zur völligen Machtlosigkeit. Diese Tatsache vermochte das Weimarer System weder zu ändern, noch hatte es den Willen hierzu. Außenstehende Mächte hatten ebenfalls keinerlei Interesse, dem ohnmächtigen Reich um seiner selbst willen aufzuhelfen. Die Anteilnahme Sowjetrußlands für den Novemberstaat war eine zweckbedingte. Sie verfolgte das Ziel, die Republik von Weimar einzureihen in die Front des Weltbolschewismus. In welchem Ausmaß dieses Unterfangen Moskau gelang, zeigten die stetig anschwellenden Stimmziffern der kommunistischen Wählermassen in Deutschland in den Jahren 1928 bis 1932.

Der Wiederaufstieg des Reiches konnte sich nur vollziehen unter sowjetrußsischem Protektorat oder aus eigener Kraft. Es war und ist einzig der Persönlichkeit des Führers und seiner Bewegung zu danken, daß das deutsche Volk sich für den gefährlichen und schweren Weg der nationalen Wiedergeburt entschied. Gefährlich war dieser nationale Weg deshalb, weil mit der schärfsten Gegnerschaft, ja mit dem bewaffneten Eingreifen Frankreichs und seiner ost- und südeuropäischen Bündnisstrabanten zu rechnen war; schwer der nationale Weg aus dem Grunde, weil es galt, unter den Kanonen der Maginotlinie einen partikularistisch zerrissenen Interessentenhaufen zu völkischer Einheit, als der unerläßlichen Voraussetzung des nationalen Aufstiegs, zusammenzuschweißen.

Die Gunst des Schicksals ließ die nationale Wiedergeburt sich nicht von heute auf morgen, sondern in langen Jahren eines erbitterten Innenkampfes vollziehen, mitleidig oder mit hämischer Schadenfreude von dem ehemals feindlichen Ausland beäugt. Dieses war froh und zufrieden in dem Gedanken, daß das Wort des Augustus, man möge Germanien seiner inneren Zwietracht überlassen, auch noch für das 20. Jahrhundert Geltung habe. Diese Erwartung war ein Trugschluß, geboren aus der Sattheit des „Siegens“. Die positive Kraft des Nationalen im deutschen Volke überwog bei weitem die negative Kraft des Klassenkampfes.

Am 30. Januar 1933 marschierten die Kolonnen der nationalen Verbände unter der Flagge des Wendenkreuzes durch das Brandenburger Tor. Die freudestrunkenen Millionen der Reichshauptstadt donnerten in dieser denkwürdigen Nacht ihr Sieg-Zeil dem ersten Kanzler des Dritten Reiches, dem Befreiten des Weltkrieges, und dem schon zum Mythos gewordenen Feldmarschall entgegen. Diese Nacht des 30. Januar 1933 ist die denkwürdigste der neueren deutschen Geschichte, vielleicht der deutschen Geschichte überhaupt. Deshalb ist ihre Wiederkehr die Stunde der Einkehr und Rechenchaft des Dritten Reiches am Ende eines jeden Jahres seines Bestehens.

Das Jahr V des Dritten Reiches ist vollendet. Es kann einer Einzelbetrachtung für sich nicht unterworfen werden, es sei denn zum Zwecke der Statistik. Das Jahr V ist nur zu denken im Zusammenhang mit jenen vier Jahren der nationalsozialistischen Staatsführung, die ihm vorangegangen sind. Denn in den Jahren 1933

bis 1936 wurden innen- und außenpolitisch die Grundsteine gelegt, auf denen sich die Quader der außenpolitischen Erfolge des Dritten Reiches im Jahre V erhoben.

Die einleitenden Maßnahmen des deutschen Wiederaufbaus in den Jahren 1933 und 1934 waren wesentlich solche innerpolitischer Natur, die dem gegnerischen Ausland keine Handhabe zum Eingreifen boten. Im Gegenteil, zunächst wurde das nationalsozialistische Aufbauwerk als ein mehr oder minder interessantes Experiment betrachtet, dessen Nichtgelingen außer Zweifel stand. Der erste Schritt von außenpolitischer Tragweite war das Ausscheiden Deutschlands aus der „Genfer Liga der Nationen“ im Oktober 1933, der zweite der Zehnjahresvertrag mit Polen im Januar 1934. Er schuf im Osten die dringend notwendige Rückendeckung.

Mit den soeben erwähnten außenpolitischen Schritten war eine unmittelbare Gefahr noch nicht verbunden, da sie nicht gegen das Versailler Diktat gerichtet wurden. Der dritte, entscheidendste und zugleich gewagteste außenpolitische Vorstoß war die Aufkündigung der einseitigen Entwaffnung Deutschlands durch die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht am 16. März 1935. Der Völkerbund, als Garant der Versailler Vertragsbestimmungen, antwortete mit papieremem Protest, der wohl oder übel ohne folgen bleiben mußte, weil England diese günstige Gelegenheit wahrnahm, um sich von der überlegenen Partnerschaft Frankreichs zu befreien. Schon zwei Monate später schloß es, im Juni 1935, mit Deutschland das bekannte Flottenabkommen, das die deutsche Kriegsmarine auf 35% der englischen festsetzte und de facto die deutsche Nachrüstung anerkannte. Damit klappte in der anulo-französischen Allianz ein erster und ernstester Riß. Die Wiederbesetzung der Rheinlande am 7. März 1936 stieß wohl auf hysterisches Angst- und Wehgeschrei, konnte aber nicht mehr, nachdem die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht gewissermaßen sanft und kluglos hingenommen worden war, als Vorwand bewaffneter Sanktionen dienen. Der Befreiung Deutschlands von den Versailler Fesseln setzte Frankreich durch den Bündnisabschluß mit Sowjetrußland eine neue Einkreisung entgegen. Das rasche Tempo des deutschen Befreiungs- und Aufbauwerkes wurde von England, das noch keineswegs sich von der Weltkriegspsychose gelöst hatte, als bedrohlich empfunden. Es rückte daher sehr schnell wieder nahe an Frankreich heran. Aber: Die Stunde eines risikolosen Einmarsches für die Westmächte war verpakt! Zwanasläufig mußte die Gestaltungskraft der tätigen deutschen Außenpolitik sich in Europa auswirken. Italien wurde im Abessinienkrieg und Sanktionenkampf moralisch unser Schuldner. Das Verständnis und die Großzügigkeit des Dritten Reiches in jenen für Italien banneten Monaten wurde vom Duce mit gleichem Verständnis in der österreichischen Frage erwidert. Im Juli 1936 kam das deutsch-österreichische Freundschaftsabkommen zustande. Es garantierte die Unabhängigkeit des deutschen Staates Österreich. Mit dem Entgegenkommen Italiens war der Donauraum für die Betätigung der deutschen Diplomatie und Politik geöffnet. Der Ring der erneuten Einkreisung war gesprengt.

Schon zur Mitte des Jahres 1936 war das Gesetz des Handelns in der europäischen Politik fast völlig auf

Deutschland und Italien übergegangen. Zu dieser Zeit setzte ein Umschwung ein.

Gestützt durch die „wohlwollende“ Neutralität Englands und das Bündnis mit Frankreich, in der Überzeugung, militärisch stark genug zu sein, glaubte Sowjetrußland sich befugt und berufen, dem wachsenden politischen Gewicht der autoritären Führerstaaten Deutschland und Italien Einhalt gebieten zu können. Auf sein Geheiß flammte in Spanien, seit 1930 vorbereiteter, der blutige bolschewistische Aufstand auf, dem die national gesinnten Teile der spanischen Armee unter Franco entgegentraten.

Im Abessinienkrieg, Sanktionenkampf und nun in der spanischen Frage klärten sich die Fronten. Der Gegensatz zwischen den autoritären Staaten und den Vertretern der westlichen Demokratie wurde offenbar. Der spanische Bürgerkrieg bot letzteren den willkommenen Anlaß, die „Versäumnisse“ der Jahre 1933 bis 1935 nachzuholen.

Aus weltanschaulichen, politischen und wirtschaftlichen Gründen traten Deutschland, Italien und Portugal an die Seite des nationalen Spaniens, aus gleichen oder ähnlichen Gründen England, Frankreich, Sowjetrußland an die Seite Kotspaniens. Von sich aus ungewollt, wurde die iberische Halbinsel Mitte 1936 zum Prüfstein der politischen Mächtegruppierung Europas. Die Stärke der Gruppe Deutschland-Italien-Portugal-Nationalspanien bestand in ihrer ideellen und weltanschaulichen Geschlossenheit, die Stärke der Gruppe Sowjetrußland-Frankreich-England-Kotspanien beruhte auf ihrer materiellen und zahlenmäßigen Überlegenheit. Solange die feindlichen Lager in Spanien sich die Waage hielten, trug die Einmischung der einzelnen Mächte verhältnismäßig „friedliche“ Züge. Erst als die Waagschale des Endsieges sich deutlich Franco zuneigte, der Vorstoß Sowjetrußlands zum Scheitern verurteilt, die Machtgrundlagen Frankreichs und Englands gefährdet erschienen, verschärfte Katerußland seine Einsatzmittel. Es spielte hierbei eine eigenartige Doppelrolle; es würferte um seinen eigenen Gewinn, gleichzeitig sollte es Frankreich und England die Kastanien aus dem Feuer holen.

Auf Moskaus Befehl erfolgten die blutigen Herausforderungen von Palma und Ibiza sowie die fortgesetzten Überfälle auf Handels- und Kriegsschiffe von „unbekannter“ Seite. Auf das Konto Englands und Frankreichs waren die Lügenfeldzüge der Weltpresse zu buchen, die von einer Landung deutscher Truppenverbände in Spanisch-Marokko faszelten und die bereits bestehende Spannung in unerhörter Weise zuspitzten. Durch diese Vorfälle wurde Europa durch Monate hindurch mehr als einmal an den Rand eines allgemeinen Krieges geführt, dessen Nutznießer nur das bolschewistische Rußland gewesen wäre.

Weder der Londoner Nichteinmischungsausschuß, noch die gemeinsame Seekontrolle, noch die Konferenz von Nyon, noch das Verbot von Waffenlieferungen, noch die Sperrung des freiwilligen Zustroms vermochten die geladene Atmosphäre zu reinigen. Denn alle diese Maßnahmen, die von der anglo-französisch-russischen Gruppe in Szene gesetzt wurden, trugen nicht den Charakter eines auf die Belange Spaniens zugeschnittenen Befriedungsversuches, sondern waren und blieben verquickt mit dem Willen, die aus dem Weltkrieg her errungene Machtstellung gegenüber dem ausgeplünderten, jetzt wiedererstarkenden Deutschland und dem betrogenen Italien (Kolonialversprechungen!) zu halten. Außerdem ging es für England im spanischen Bürgerkrieg um die Sicherheit des Seeweges durch das Mittelmeer (Gibraltar!), für Frankreich um die Verbindung mit dem nordafrikanischen Kolonialreich

(Balearen!), für Sowjetrußland um Verwirklichung oder Scheitern der Weltrevolution, für Italien um die Befreiung aus der Gefangenschaft des Mittelmeeres, für Deutschland um die Fernhaltung der bolschewistischen Weltgefahr aus dem Westen des Kontinentes.

Eine geringe Entspannung erzielte die Sprache der deutschen Schiffsgeschütze vor Almeria, ferner die Erklärung des Führers an den französischen Botschafter in Berlin, Francois Poncet, daß Deutschland niemals Ansprüche auf den Kolonialbesitz Spaniens erheben werde, weiterhin die bindende Zusicherung des deutschen Reichskanzlers, daß die Neutralität der Schweiz und Belgiens jederzeit von deutscher Seite geachtet werden würde, sofern diese Neutralität nicht zu Gunsten einer anderen Macht preisgegeben werde. Die entscheidende Errettung aus der Gefahr eines europäischen Krieges kam jedoch aus dem fernen Osten.

Japan erkannte seine Stunde. England und Sowjetrußland waren in Europa durch den spanischen Konflikt festgelegt. Lediglich die Vereinigten Staaten von Nordamerika besaßen volle Handlungsfreiheit. Jedoch waren sie vereinzelt nicht schlagstark genug, um Japan entgegentreten zu können. Ferner war Japan als die dritte unzufriedene Großmacht der Erde der moralischen Unterstützung seiner beiden europäischen Leidensgenossen sicher. Der Gleichklang der gemeinsamen oder ähnlichen politischen Interessen mit Deutschland und Italien wurde außerdem glücklich ergänzt durch die gleiche weltanschauliche Ausrichtung des japanischen Staatswesens auf Rasse und Autorität sowie durch die Gegnerschaft zum Bolschewismus. So gesellte sich zu der Achse Rom-Berlin die Achse Berlin-Tokio. Der Antikominternpakt, zunächst abgeschlossen zwischen Deutschland und Japan, später durch den Beitritt Italiens erweitert, schuf ein gewaltiges Machtdreieck, das mit Wucht das Kraftfeld London-Paris-Moskau überlagerte.

Im Juli des Jahres 1937 zog Japan das Schwert, um die unhaltbaren, sein Leben beengenden und bedrohenden Zustände im fernen Osten zu beseitigen. Die Brandfackel des chinesisch-japanischen Krieges strahlte sofort auf die europäischen Verhältnisse aus und zurück. Mit gespannter Aufmerksamkeit blickten die beiden mächtigsten Partner Kotspaniens, nämlich England und Rußland, hinüber zum asiatischen Kriegsschauplatz. Ihr seit 1936 hauptsächlich auf Europa gerichtetes Interesse wurde geteilt und abgelenkt. Eine merkbare Entspannung in Europa war die augenblickliche Folge. Das Gesetz des Handelns in der europäischen Politik fiel an Deutschland und Italien zurück.

Das Jahr 1937 endete für die Diplomatie der hinter Kotspanien stehenden Mächtegruppen mit einem unverkennbaren Misserfolg. Das Gesetz, daß außenpolitische Niederlagen innenpolitische Auswirkungen nach sich ziehen, wurde erneut unter Beweis gestellt. In England stürzte das für die scharfe antideutsche Ausrichtung verantwortliche Kabinett Baldwin und machte dem maßvolleren Chamberlain Platz. Deutschland hörte aus seinem und Edens Munde wesentlich freundlichere Worte. In Paris räumte Blum Herrn Chautemps den Präsidentensessel, in Sowjetrußland raffte eine blutige Ausrottungswelle höchste Militärs, Volkskommissare und Gesandte hinweg.

Das System der „kollektiven Sicherheit und Paktomanie“ erlitt im Jahre V der nationalsozialistischen Zeitrechnung seinen bisher gewaltigsten Stoß. Der nationalsozialistische Gedanke des zweiseitigen Vertrages, der auf dem gesunden Menschenverstand beruht, setzte sich durch. Die Anhänger des kollek-

tivismus wagten es nicht mehr, ihre Liga der Nationen mit dem spanischen Konflikt oder mit dem chinesisch-japanischen Krieg zu befassen. Die ergebnislose Neunmächtekonferenz tagte in Brüssel, nicht in Genf! Nach deutschem Vorbild kamen die zweiseitigen Verträge zwischen Bulgarien und Jugoslawien, zwischen Jugoslawien und Italien zustande. Ermutigt durch die deutsche Stärke befreite sich Belgien aus der Bevormundung der anglo-französischen Entente. Damit rutschte Baldwins „Rheingrenze“ an die Themse zurück. An der Zerbröckelung der Kleinen Entente, deren einziger aktiver Vertreter heute nur noch die Tschechoslowakei ist, vermochte auch die Rundreise Delbos nach dem Vorbilde Barthous nichts mehr zu ändern. Weder in Warschau noch in Bukarest zeigte man Lust und Neigung, durch französische Vermittlung zu Bündnisabschlüssen zu kommen. Warschau und Bukarest verhandeln heute unmittelbar. Nach deutschem Vorbild schied auch Italien aus dem Völkerbund. In der Schweiz und Polen regen sich ernstzunehmende Kräfte, die auf einen gleichen Schritt hinarbeiten. Sehr zum Kummer der Anhänger der westlichen Staatsauffassung schwenkte auch Brasilien unter seinem Präsidenten Vargas im Herbst 1937 ein in die Front der autoritären Staaten. Zum Jahresende setzte Rumänien dieser Entwicklung die Krone auf durch die Errichtung einer autoritären Staatsführung unter dem Ministerpräsidenten Goga. Die Welt horchte auf, als Rumänien seine antisemitischen Gesetze bekannt gab. Es kennzeichnet den Charakter der tschechoslowakischen und österreichischen Regierung treffend, daß sie sofort nach der Veröffentlichung der rumänischen Rassegesetze ihre Grenzen vor der Flut der jüdischen Einwanderer sperren.

Die Sprache der Tatsachen ist hart. Der mitteleuropäische Raum ist autoritär oder auf dem Wege zur Autorität. Eine autoritäre Macht, Japan, bestimmt den Gang der politischen Ereignisse im Fernen Osten. Der größte, rohstoff- und menschenreichste Staat Südamerikas, Brasilien, segelt autoritären Kurs. Was der Führer in feherischer Schau vorhergesagt hat, daß das 20. Jahrhundert bestimmt sein werde durch die Kräfte des Nationalismus, des Sozialismus, der Autorität und des Rassegedankens, beginnt sich zu erfüllen. Der Gedanke der französischen Revolution von 1789, der Gedanke des ungehemmten Liberalismus und seiner unheilvollsten Frucht, des Bolschewismus, ist in die Verteidigung gedrängt, nicht durch den Appell an die Waffen, sondern durch die Kraft einer neuen Idee, der Idee des nationalen Sozialismus, den der Führer der zerrissenen Welt gleich einer neuen Heilsbotschaft verkündet hat.

So ergibt die politische Rückschau, die wir am Ende des Jahres V abhalten können, einen gewaltigen politischen Erfolg des Dritten Reiches. Dieser darf uns jedoch nicht dazu verführen, mit stolzgeschwellter Brust zu frohlocken. Eine in die Verteidigung gedrängte Idee ist weder besiegt noch tot. Es gilt wachsam zu sein, opferbereit, stark und klug wie bisher. Was der Führer, gestützt auf die treue Gefolgschaft seines Volkes, an Erfolgen errang, errang er nicht durch leere Worte, sondern durch eiserne Arbeit, Besonnenheit und lebendige, beispielhafte, mitreißende Tat.

Auch im Jahre V seines Bestehens kämpfte das Dritte Reich, nicht um die Aufrichtung eines neuen Imperialismus, der den Schwächeren knebeln und knechten soll. Es kämpfte um seine Freiheit und den Frieden der Welt!

## Otto Lisch **Wir opfern!**

**Wir opfern, denn keiner soll hungern und frieren,  
Kein Deutscher soll leben in bitterer Not  
Und unverschuldet das Elend spüren,  
Wir opfern alle für Arbeit und Brot.**

**Wir helfen denen, die Hilfe ersehnen,  
Uns alle umspannt ein ewiges Band,  
Wir wollen nicht prahlen und selbstherrlich tönen,  
Wir helfen schweigend mit offener Hand.**

**Wir kämpfen, gestählt durch den Kampf vieler Jahre,  
Mit eisernem Willen gegen das Leid,  
Die Volksgemeinschaft sich in uns offenbare,  
Wir kämpfen für eine bessere Zeit.**

**Wir opfern, weil unser Volk wir lieben,  
Und helfen freudig, nicht nur aus Pflicht;  
Wir kämpfen, weil Mut und Kraft uns geblieben:  
Durch Opfer vorwärts! Durch Nacht zum Licht!**

# Die Fragestellungen, Wege und Ziele des physikalischen Forschens.

Die Naturforschung entspringt dem Bewußtsein unsrer Verbundenheit mit der Natur und dem inneren Bedürfnis, diese Verbundenheit als Ausdruck vollkommener Harmonie im Weltganzen zu empfinden. Der primitive Versuch des Menschen, sich der Umwelt anzupassen, hat ihre Beobachtung gefordert und damit zur Erfahrung geführt. Sie umfaßt das dem Bewußtsein durch den Gebrauch der Sinne, also durch Anschauung und Wahrnehmung unmittelbar Gegebene. Mit der Häufung solcher Erfahrung mußte ein ordnendes Prinzip zur Geltung kommen, wenn sie dem Menschen überhaupt ermöglichen sollte, zu einer Bestimmtheit eigenen Handelns vorzuschreiten. Die Unterscheidung von Gleichartigem und Verschiedenartigem, die Auffindung von Zusammenhängen im Ablauf der Erscheinungen waren der Anfang des Erkennens, und mit der Feststellung von Ursache und Wirkung, mit der Entdeckung des kausalen Geschehens wurde die Naturbetrachtung zum Wissen von der Natur, zum Naturverständnis. Dieses Wissen zu vertiefen, den Einfluß des Weltgeschehens in seiner Mannigfaltigkeit mit den Konstruktionen des logischen Denkens zu verfolgen und damit zum geistigen Besitz der Welt vorzudringen, wurde jetzt zur Aufgabe, die Naturbetrachtung wurde Naturwissenschaft.

Diese Entwicklung zeigt die Naturwissenschaft als zwangsläufiges Ergebnis der die Beziehung des Menschen zu seiner Umwelt betreffenden Fragestellung und als Zweck und Ziel derselben die geistige Erfassung der Erscheinungswelt, die Ergründung der sie beherrschenden Gesetzmäßigkeit. Das Wissen von der Natur geht daher jeden Menschen an, wenn es auch immer nur wenige sein können, die dieses Wissen wesentlich zu bereichern vermögen. Sein Umfang bezeichnet zu jeder Zeit die Größe unsres geistigen Besitzes von der Welt, der ein wesentliches Bestandteil unsrer Kultur ist.

Ist nun aber das „Wissen“ eindeutig genug definiert, um es in so weittragender Weise, losgelöst vom Einzelmenschen, zum allgemeinen Maßstab für die menschliche Gesamtheit machen zu können? Oder allgemeiner: Kann und soll die Naturforschung zu einer von allen menschlichen Merkmalen befreiten Aussage über die Welt gelangen? Das würde offenbar nach dem Vorausgeschickten ihrem ganzen Sinn widersprechen, sofern sie sich auf die Einordnung des Menschen in das Weltganze bezieht, wenn auch nicht das reale Objekt hinter der Sinneswahrnehmung in Zweifel gestellt wird. Dann aber ist auch die erste Frage zu verneinen. Den Verschiedenheiten der geistigen Merkmale des Menschen entsprechen Verschiedenheiten der geistigen Merkmale seines „Wissens“, und wir können daher nur von einer gemeinsamen Kultur einer durch gleiche geistige Merkmale ausgezeichneten, im gleichen geistigen Sinn geleiteten und verbundenen Gemeinschaft sprechen. Die Naturforschung gewinnt daher in der aufgezeichneten

Richtung ihre tiefere Bedeutung durch ihre Auswirkung innerhalb einer solchen Gemeinschaft. Wenn sich zu ihr unser deutsches Volk durch Adolf Hitlers Tat auf der Grundlage seiner rassistisch-völkischen Einheit zusammengefunden hat, so ist es eine Verpflichtung des deutschen Naturforschers, die Gesamtheit seines Volkes nicht nur in technischer Hinsicht am Erfolg seiner Arbeit zu beteiligen, sondern ihm durch sinngemäße Belehrung wachsendes Verständnis der Natur und damit seiner eigenen Lebensgesetzmäßigkeiten zu vermitteln, um ihm zugleich den hohen Wert und den seelischen und praktischen Gewinn naturgemäßen Denkens und Handelns aufzuzeigen.

Es soll in diesem Zusammenhang den Wegen des Naturerkennens hier etwas tiefer nachgegangen werden. Wenn wir hierbei im besonderen die physikalische Forschung betrachten, so bedeutet dies keine grundsätzliche Beschränkung auf ein Sondergebiet. Denn Physik bedeutet ursprünglich und auch heute noch Naturwissenschaft allgemein, sofern sie die gesamte unsren Sinnen zugängliche Welt, die wir auch die materielle Welt nennen, behandelt. Die infolge des zunehmenden Umfangs der Einzelerkenntnisse aus rein praktischen Gründen erfolgte Abspaltung von Zweigwissenschaften hat den Umfang der allgemeinen Aufgaben der Physik, die Ergründung der allgemeinen Naturwahrheiten, nicht verringert.

Die Grundlage der physikalischen Erkenntnis ist die Beobachtung. Diese kann sich nicht nur auf die von selbst in der Natur sich abspielenden Vorgänge beziehen, wie es ursprünglich der Fall war, sondern es müssen Erscheinungen untersucht werden, die unter Bedingungen verlaufen, die der Beobachter nach seinem Ermessen wählt. Die Ausführung von Versuchen, das Experimentieren, ist die unentbehrliche Methode für jedes tiefere Eindringen in die Natur und für jeden künftigen Fortschritt, da nur auf diesem Wege diejenigen einfachen und dem Beobachtungszweck angepaßten Verhältnisse verwirklicht werden können, die eindeutige und durchsichtige Ergebnisse liefern. Die sorgsame Wahl solcher reiner Versuchsbedingungen, die die Mitwirkung jedes unbekanntem Faktors ausschließen, dazu aber auch die Gewissenhaftigkeit in der Selbstkritik bei der Durchführung des Versuchs sind die Kennzeichen des schöpferischen Beobachters. Versuche müssen, wie Lenard sagt, immer Fragen an die Natur sein, und man erhält klare Antworten nur auf klare Fragen.

Die Verwertung der Beobachtung setzt zunächst eine eindeutige Definition und Begriffsbildung voraus, wobei es nicht von vornherein wesentlich ist, daß diese Definitionen etwa mit der Zeit unwandelbar bleiben. Der folgende Schritt besteht in der Nebeneinanderstellung der beobachteten Tatsachen und ihrer Ordnung nach ihren erfahrungsgemäß festgestellten

Kausalen Zusammenhängen. Daran schließt sich auf dem Wege des induktiven Denkverfahrens das Aufsuchen des gemeinsamen oder verschiedenen Inhalts der Einzelaussagen und damit die Einordnung von Einzelfällen in ein System von allgemeineren Begriffen, die wir als Ausdruck einer allgemeinen Naturwahrheit, einer *Gesetzmäßigkeit* betrachten. An diesem Ziele angelangt, sprechen wir vom Verstehen des zugehörigen Erscheinungskomplexes.

Wenn nun eine gesetzmäßige Aussage eine gewisse Mannigfaltigkeit von Einzelercheinungen zusammenfassend verständlich macht, so kann nicht jeder beliebig gewählte Versuch zu neuer Erkenntnis führen. Er kann aber den Umfang des Geltungsbereichs eines erkannten Gesetzes prüfen und eine Vertiefung seines Inhalts ermöglichen. Dies ist in vielen Fällen die wesentliche Aufgabe neuer Versuche, die sie ohne Umwege erfolgreich aber nur lösen können, wenn sie von vornherein ihrem Zweck entsprechend ausgerichtet sind.

Es sind jetzt noch diejenigen Versuchsfälle zu erwähnen, wo es schwierig erscheint, ihre Ergebnisse aus Bekanntem zu verstehen oder unter einem ersichtlichen, einheitlichen Gesichtspunkt zusammenzufassen. In solchen Fällen, die stets Anknüpfungspunkte zu neuer Erkenntnis liefern, ist der Beobachter auf probeweises Erdenken von Vorstellungen, auf Vermutungen, auf eine sogenannte *Arbeitshypothese* angewiesen, deren Brauchbarkeit aus dem Erfolg kenntlich wird, den die von ihr geleitete erweiterte Beobachtung zu erzielen vermag. Es ist naheliegend, daß solche Vorstellungen Anschluß suchen an Gedankenbilder, die sich in anderen Erscheinungsgebieten bewährt haben, da dieser Versuch durch die mit ihm beabsichtigte Vereinheitlichung des physikalischen Weltbilds eine gewisse Rechtfertigung zu gewinnen scheint. Es darf aber in keinem Fall, namentlich auch dann nicht, wenn eine solche Hypothese sich tatsächlich als leistungsfähig erweist, ihr ursprünglich provisorischer Charakter vergessen und auf strengste Prüfung ihrer allgemeinen Bedeutung verzichtet werden, solange dieselbe sich nicht zwanglos in das ganze Gebäude vorhandener Kenntnis einfügen vermag. Über Wert oder Unwert kann nicht ein Einzelerfolg sondern immer nur genügend gehäufte Erfahrung entscheiden.

Es soll hier schließlich noch eine zu neuer Erkenntnis führende Methode der Verwertung angesammelter Erfahrung erwähnt werden, die als *Gedankenversuch* bezeichnet wird. Sie besteht in einer rein logischen Verknüpfung geeigneter ausgewählter Erfahrungstatsachen, deren Ergebnis neue, zuvor nicht unmittelbar erkannte Aussagen erbringen soll. Das in manchen wichtigen Fällen bedeutungsvoll gewordene Verfahren ist einwandfrei unter der Voraussetzung, daß zwischen den betrachteten Vorgängen tatsächlich widerspruchsfreie Zusammenhänge bestehen.

Wir haben jetzt die vorstehenden Darlegungen noch in einer Richtung wesentlich zu ergänzen. Seit Galilei trachtet die physikalische Forschung nicht nur darnach, das Naturgeschehen kausalgesetzlich zu erklären und in allgemeinen Gesetzen zusammenzufassen, sondern sie will zugleich alle qualitativen Aussagen durch maßmäßige, *quantitative* Feststellungen ergänzen. Das ist das ausgesprochene Merkmal der

exakten Naturwissenschaft und ihre Stärke im Gegensatz zu den Geisteswissenschaften, denen das Quantitative in den Hauptdingen ganz versagt ist. Die rein qualitative Aussage des physikalischen Versuchs darf daher nicht sein endgültiges Ergebnis sein; er muß in der *Messung*, in der Feststellung zahlenmäßiger Beziehungen zwischen den bei ihm wirksamen Faktoren sein Ziel finden. Dieses Ziel bedeutet nicht nur eine wesentliche Erweiterung und Vervollständigung der Versuchsaussage, sondern ein Fortschreiten zu in nigerer Verknüpfung verwandter Einzeltatsachen und ist so die wesentliche Grundlage für die gewaltige, folgerichtige Entwicklung der Physik geworden.

Unter diesen Gesichtspunkten müssen wir zu einer neuen Definition der physikalischen Gesetzmäßigkeit vorschreiten. Als physikalisches Gesetz bezeichnen wir jeden Satz, welcher einen allgemeingültigen quantitativen Zusammenhang zwischen meßbaren physikalischen Größen ausspricht. Die Gesetze können daher stets in mathematischer Form, in Gleichungen dargestellt werden, und das Arbeiten mit den Begriffen kann dann in Gestalt mathematischer Arbeit an den Gleichungen vor sich gehen. Die der physikalischen Gesetzmäßigkeit zugewandte *theoretische Physik* wird in diesem Sinn auch als *mathematische Physik* bezeichnet.

Es ist hier notwendig, die Bedeutung der Mathematik für die physikalische Erkenntnis näher zu betrachten. Da die Mathematik das gegebene Ausdrucksmittel für zahlenmäßige Zusammenhänge ist, so ist sie in der Tat ein unentbehrliches Hilfsmittel der Physik für die Erzielung einer ökonomischen Arbeitsweise. Es ist aber wesentlich, daß das mathematische Verfahren stets Hilfsmittel bleibt und niemals Selbstzweck wird. Wenn es auf wohlgegründeter Erfahrung beruht, so kann es die Darstellung von Zusammenhängen vereinfachen, Folgerungen erkennen lassen, die zuvor nicht ersichtlich geworden sind und damit zu neuer Beobachtung und Prüfung dieser Folgerungen anregen und zugleich tieferes Verständnis des ursprünglichen Erfahrungsinhalts vermitteln. Als anschauliches Beispiel hierzu mag der mathematische Übergang von den Newtonschen Axiomen zu den Prinzipien der Mechanik erwähnt werden, welche die große Mannigfaltigkeit an Einzelerkenntnissen enthüllen, die jene Axiome implizit enthalten. In allen Fällen ist es wichtig, daß der physikalische Sinn der Rechnung niemals verloren geht und daß durchweg streng unterschieden wird zwischen physikalisch gesicherten und willkürlich eingeführten Voraussetzungen, wie sie etwa zur Vereinfachung der Rechnung oder zur Erzielung eines gewünschten, weil durch anderweitige Kenntnis nahegelegten Resultats rein rechnerisch dienlich sein können. Dieser umgekehrte Weg des Aufbaus eines mathematischen Verfahrens auf probeweise willkürlich gewählten Voraussetzungen zum Zweck der Beschreibung eines in seinen Einzelheiten noch unverständenen Erfahrungskomplexes besitzt ähnliche Bedeutung, wie wir sie im Vorhergehenden der Arbeitshypothese zugesprochen haben, und es gilt auch hier die Forderung einer strengen Auseinanderhaltung von rechnerischer Voraussetzung und ihrer physikalischen Realität. Diese Notwendigkeit der scharfen Unter-

scheidung zwischen physikalischer und mathematischer Wahrheit ist oft nicht erkannt worden, was in weiten Kreisen zu falscher Beurteilung der gegenseitigen Beziehungen von experimenteller und theoretischer Physik geführt hat. Wenn eine theoretische Untersuchung ihre Unfehlbarkeit lediglich auf der zwangsläufigen Sicherheit des mathematischen Verfahrens zu begründen und ihre Aussagen daher als unangreifbar zu bezeichnen versucht, so ist dem entgegen zu halten, daß nicht die Rechnung das Maßgebende ist sondern ihre physikalische Grundlage. Die Mathematik kann, da sie nichts weiter sein kann als eine streng logische Operation, grundsätzlich neue Erkenntnisse nur insofern liefern, als sie dieselben als zuvor verborgenen, nicht unmittelbar erkannten Inhalt derjenigen vorhandenen Kenntnis enthüllt, auf die sie sich stützt. Auf solcher Verbindung von Erfahrung und Rechnung beruht der Fortschritt; niemals aber kann die „Theorie“ für sich als unanfechtbarer Wegweiser in das Unbekannte gelten, gegenüber dem die Beobachtung zurücktreten müsse, wenn nicht ganz entbehrlich sei, wie man dies vielfach als Auffassung irreführender Kreise hören konnte.

Wir wollen diese Betrachtungen noch von einer andren Seite her ergänzen. Die erfahrungsmäßige Tatsache, daß keine physikalische Gesetzmäßigkeit irgendeiner andren jemals widerspricht, daß Einzelaussagen sich vielmehr ergänzen und in allgemeineren Sätzen zusammenfassen lassen, weist auf die gewaltige Einheitlichkeit und den großen Allzusammenhang des Naturgeschehens hin, dessen Erkenntnis eine der größten Errungenschaften der Naturforschung ist. Diese Erkenntnis hat mit Notwendigkeit das Bedürfnis geweckt, diesen Zusammenhang in möglichst allgemeinen Formulierungen zum Ausdruck zu bringen, das gesamte Wissen von der Natur in wenigen prinzipiellen Sätzen, wenn nicht in einem einzigen zusammenzufassen. In dieser Richtung sind zwei Wege beschritten worden. Der eine besteht in der Formulierung des gemeinsamen Inhalts größerer Erfahrungsgruppen; er bedeutet also ein rein empirisches und daher gesichertes Vorgehen. Der andre Weg ist spekulativer Art. Er faßt, einzelne Erfahrungen ohne weiteres kühn verallgemeinernd, sofort nach dem Ganzen und stellt in den Mittelpunkt der Aussage von vornherein einen einzigen Satz, der als Naturprinzip die ganze Natur oder wenigstens große Teile derselben beschreiben soll. Gerade auf diesem Wege hat die mathematische Theorie einen großen Einfluß genommen, und wir haben zu fragen, wie weit sie hierbei zu einem Erkenntnisgewinn geführt hat. Bei Beurteilung dieser Methode muß unterschieden werden, ob die Aussage der Theorie tatsächlich eine Wiedergabe der physikalischen Wirklichkeit sein kann und will, oder ob sie nur formal geeignet ist, gewisse Übereinstimmungen des Rechenergebnisses mit der Wirklichkeit zu liefern, ohne aber dem Sinn und Inhalt nach der Wirklichkeit zu entsprechen. Durch den überragenden fremdgeistigen Einfluß der marxistischen Zeit ist diese klare Fragestellung in unsrem Volke fast ganz unterdrückt und damit die Entscheidung für Wert oder Unwert, für Wahrheit oder Schein unmöglich gemacht worden. So mußte es dahin kommen, daß einerseits ungesicherte und undurchsichtige Vorstellungen als neue

Wahrheit verherrlicht und andererseits der Glaube an die wohlbegründeten Erkenntnisse der großen arischen Forscher und das Vertrauen zu ihren Errungenschaften ins Wanken kam. Die neue „moderne“ Physik sollte mit ihren prinzipiellen Auffassungen nicht als Vertiefung und Bereicherung früheren Wissens erscheinen, sondern einen völligen Umsturz des Alten bedeuten, und die einfachen Methoden des Denkens und der Zweisprache mit der Natur, die zu den Leistungen der „klassischen“ Physik geführt haben, sollten als verbraucht, als überlebt und überwunden, als nicht mehr fruchtbar gelten. Gewiß gingen in den letzten Jahrzehnten in dem Aufbau der physikalischen Vorstellungen große, tiefgreifende Veränderungen vor sich. Aber die Einsicht lehrt, daß es sich in allen naturgemäß begründeten Fällen keineswegs um Werke der Zerstörung, sondern vielmehr um Erweiterungsbauten handelt, welche die alten Fundamente unsrer Erkenntnis nur stützen und festigen. Und wenn man vielfach von einer Krisis in der Physik sprach, so müssen wir hierfür nicht, wie man hören konnte, irgendeine behauptete Unsicherheit der prinzipiellen Naturauffassung unsrer großen Forscher verantwortlich machen, sondern den Versuch fremdgeistiger Köpfe, unsrer physikalischen Weltbild mit naturfremden Elementen zu verfälschen.

Die frühesten Erkenntnisse physikalischer Gesetzmäßigkeit liegen naturgemäß auf dem den Sinnen am unmittelbarsten zugänglichen Gebiet der raumzeitlichen Vorgänge der Mechanik. Hier waren es wieder diejenigen außerhalb des menschlichen Einflusses im Himmelsraum sich abspielenden Erscheinungen, die einerseits über dem Menschen stehend als göttliche Offenbarung bewundert und verehrt wurden, andererseits als erste dem verstehenden Eindringen des Menschengesistes in die bestehende Ordnung des Naturgeschehens zugänglich geworden sind. Eine Zusammenfassung haben die hier erreichten Einzelkenntnisse in der Galileis Werk mitverwertenden Newtonschen Fassung der Bewegungsgesetze erfahren, welche zugleich die irdischen Bewegungen beschreibt und damit die gesamte Mechanik des Makrokosmos theoretisch verständlich gemacht hat. Sie enthält als Grundbegriffe diejenigen der Substanz und der Kraft, mit denen in der Tat die Vorgänge der Mechanik mit voller Anschaulichkeit deutbar sind.

Der Substanzbegriff hat zunächst auch auf den andren Gebieten der Physik eine vorherrschende Rolle gespielt, wenn immer das dem Menschen innewohnende Bedürfnis nach Anschaulichkeit dem Verständnis neuer Tatsachen dienen wollte. So entstanden die Vorstellungen vom „Wärmestoff“ in der Wärmelehre, von den „Lichtkörperchen“ oder von der Wellenbewegung eines substantiellen Lichtäthers in der Optik und von den „elektrischen Fluiden“ in der Elektrizitätslehre.

Indessen nötigte die zunehmende Erfahrung dazu, diesen Versuch einer rein mechanischen Deutung der Naturvorgänge aufzugeben, zumal auch der Newtonsche Kraftbegriff außerhalb der Mechanik nicht durchgehend in das Bild der Erscheinungen zwanglos eingeordnet werden konnte. Es waren namentlich die physikalischen und chemischen Vorgänge auf dem Gebiet der Wärme, welche sich einer quantitativen Erfassung mit Hilfe des Kraftbegriffs gänz-

lich entzogen. Und wenn auch in der Elektrizitätslehre die der Faradayschen Vorstellung der Kraftlinien angepasste Formulierung der Maxwell'schen Theorie die Kräfte in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt, so handelt es sich hier nicht um eine einfache Analogie zur Mechanik, und es geht auch die Entwicklung der Theorie auf einen andren, umfassenderen Begriff zurück, der sich erstmalig gerade auf dem Gebiet der Wärme als fundamental erwiesen hat, nämlich denjenigen der Arbeit oder Energie. Mit seiner allgemeinen Einführung und der durch Robert Mayer erbrachten Erkenntnis des Prinzips der Erhaltung der Energie ist derjenige grundlegende Gesichtspunkt erfaßt worden, welcher als erster eine tatsächlich einheitliche Behandlung der Gesamtheit des physikalischen Geschehens ermöglicht hat. Denn der Begriff der Energie ist neben den Begriffen von Raum und Zeit der einzige allen physikalischen Gebieten gemeinsame, kann doch jeder Naturvorgang allgemein als Ausdruck einer Energieveränderung nach Quantität oder Form betrachtet werden. Demgemäß darf auch heute das Energiegesetz als allgemeinstes und oberstes bekanntes Naturgesetz bezeichnet werden, dessen Gültigkeit bisher durch keinerlei Erfahrung ernstlich in Frage gestellt ist.

Allerdings konnte dieses Gesetz trotz der Weite der Sicht, die es vermittelt hat, und trotz der Erfolge, die seine Anwendung gebracht hat und immer weiter erbringt, nicht als ausschließliche und ausreichende Zusammenfassung des physikalischen Tatsachenbereichs gelten. Denn eine rein energetische Aussage kommt in vielen Fällen kaum dem Bedürfnis nach Verständnis des dynamischen Vorgangs entgegen und bedeutet dann von vornherein einen Verzicht darauf, die betrachtete Erscheinung als Mechanismus, als eine zwangsläufige Folge von anschaulicher Ursache und Wirkung und damit als eine uns notwendig erscheinende Äußerung der Kausalität in der Natur zu erkennen. Zu solchem Verzicht würde auch die Tatsache nötigen, daß die verschiedenen Energieformen an sich nach dem Energieprinzip als völlig gleichwertig erscheinen, und daß das Prinzip daher über die Richtung, in der ein Energievorgang verläuft, nichts aussagen kann. Hier mußte also eine Ergänzung von anderer Seite hinzukommen; denn die Erfahrung zeigt, daß die Richtung im Ablauf einer Erscheinung vorbestimmt ist, daß alle in der Natur vor sich gehenden Prozesse nicht umkehrbar, irreversibel sind. Diese Ergänzung ist von Clausius im „zweiten Hauptsatz der Wärmetheorie“, dem Prinzip von der Vermehrung der Entropie erbracht worden, welches besagt, daß in der Natur nur solche Prozesse auftreten, bei welchen eine gewisse, für die durchlaufenen Zustände charakteristische Größe, die Entropie, zunimmt.

Es ist nun für das methodische Fortschreiten unsres Einblicks in die physikalische Gesetzmäßigkeit von grundsätzlicher Bedeutung geworden, daß es Boltzmann gelungen ist, diese wenig anschauliche Aussage des Prinzips unter neuen, wieder den tieferen Ursachen der Vorgänge zugewandten Gesichtspunkten darzustellen, indem er den Begriff der Entropie auf denjenigen der Wahrscheinlichkeit der betrachteten Zustände zurückführte. Der zweite Hauptsatz sagt darnach, qualitativ betrachtet, einfach aus, daß alle natürlichen

Vorgänge stets in der Richtung von weniger wahrscheinlichen zu wahrscheinlicheren Zuständen verlaufen. Um ein besonders einfaches Beispiel zu nennen: In einem abgeschlossenen Gasraum von überall gleicher Temperatur wird sich stets ein solcher Zustand einstellen, daß in jeder Volumeinheit die gleiche Anzahl Moleküle vorhanden ist, da dieser Zustand wahrscheinlicher ist als jede beliebige ungleiche Verteilung derselben über den Raum. Zur quantitativen Beurteilung des Grads dieser physikalischen Wahrscheinlichkeit muß dieselbe eindeutig definiert werden. In richtiger Erkenntnis ihrer physikalischen Bedeutung hat Boltzmann als Maß derselben die Anzahl der Möglichkeiten der Herstellung des betrachteten Zustands aus den ihn bestimmenden Einzelbestandteilen des Systems festgesetzt. Es würde im obigen Beispiel häufiger möglich sein, durch beliebige Vertauschung aller verfügbaren Moleküle jeweils den Zustand gleichmäßiger Verteilung herzustellen als jeden andren Zustand. Die Bestimmung der Wahrscheinlichkeit verlangt also methodisch in jedem Fall ein Zurückgehen auf die elementaren Bestandteile, d. h. die Verwendung atomistischer Vorstellungen. Das Entropieprinzip wird auf der Grundlage der Einführung der Atomistik in das physikalische Weltbild zu einem wohl begründeten Satz der Wahrscheinlichkeitsrechnung.

Es tritt damit ein neues Behandlungsverfahren physikalischer Vorgänge, das als statistisches bezeichnet wird, in die Forschung ein, und es bedarf der allgemeinen Erwägung, wie weit ein solches für die naturwissenschaftliche Erkenntnis prinzipiell wertvoll und förderlich sein kann. Auf den ersten Blick scheint der Begriff der Wahrscheinlichkeit des Geschehens mit dem der Kausalität und damit eine statistische Gesetzmäßigkeit mit der streng kausalen, dynamischen Gesetzmäßigkeit gänzlich unvereinbar zu sein. Denn was die Gesetze der Bewegungslehre als notwendige Folge des Zusammenhangs von Ursache und Wirkung fordern, kann doch offenbar nicht als ein mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit behaftetes Zufallsergebnis aufgefaßt werden. Dieser Einwand wäre ohne weiteres berechtigt, wenn die statistische Betrachtung tatsächlich die dynamische Gesetzmäßigkeit leugnen und alle Vorgänge lediglich als nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit verlaufend ansehen wollte. Dies ist aber keineswegs der Fall. Denn es liegt bereits im Wesen der Methodik, daß das statistische Verfahren nur auf solche Fälle anwendbar ist, wo es sich um eine Vielzahl gleichwertig nebeneinander herlaufender Vorgänge handelt, die wir erfahrungsmäßig nur als Gesamtkomplex wahrnehmen und eben der Vielzahl wegen nicht in den Einzelheiten dynamisch verfolgen können. Das Verfahren ist daher mehr als Notbehelf oder als Überschlag zu betrachten, das die gesetzmäßige Zusammenfassung einer einheitlichen Mannigfaltigkeit des Geschehens ermöglicht und zwar gerade unter der Voraussetzung, daß im Einzelgeschehen die dynamische, kausale Gesetzmäßigkeit streng besteht, ohne daß sie einzeln verfolgt werden muß. Für das Einzelgeschehen gibt es keine Wahrscheinlichkeit, und die letzte Aussage der statistischen Betrachtung bedeutet stets eine für die Gesamtheit charakteristische Mittelbildung über alle möglichen Einzelvorgänge.

Dieses Verfahren hat seine ersten großen Erfolge in

der kinetischen Gastheorie errungen, die die Aufgabe gelöst hat, das Verhalten der Gase aus der Bewegung ihrer Moleküle zu erklären. Nach ihr ist die Wärmeenergie des Gases die Summe der kinetischen Energien seiner Moleküle, die in steter unregelmäßiger Bewegung sind, und der Wärmeübergang von einem heißeren zu einem kälteren Teil beruht darauf, daß die lebendigen Kräfte der einzelnen Moleküle bei ihren Zusammenstößen sich im Mittel gegenseitig ausgleichen, was zu einem Verschwinden der Temperaturdifferenzen führt. Damit wird nicht behauptet, daß alle Moleküle die gleiche lebendige Kraft erhalten, was den dynamischen Gesetzen widerspräche, sondern es ist dies nur eine Durchschnittsaussage, die um so sicherer gerechtfertigt ist, je größer die Molekülanzahl ist, auf die sie sich bezieht. So weit die statistische Betrachtung auf stoffliche Systeme angewandt wird, setzt sie die Zerteilung des Stoffs in seine elementaren Bestandteile voraus. Sie stellt so ein namentlich der Mikrophysik angemessenes theoretisches Behandlungsverfahren dar für solche Fälle, in denen der einzelne Elementarvorgang nicht der Betrachtung unterliegt; dieser selbst gehört ebenso wie die Makrophysik zum Aufgabenbereich der dynamischen Betrachtung. So stehen beide Verfahren nebeneinander, sich ergänzend und stützend, niemals aber in ihrem Erkenntniswert sich ausschließend.

Zu einer fundamentalen Erweiterung des physikalischen Weltbildes hat der Versuch geführt, das statistische Verfahren auch auf Systeme nichtstofflicher Art auszudehnen, wobei die anfänglich fremdartig und zunächst durch keinerlei unmittelbare Erfahrung als physikalisch berechtigt erwiesene Notwendigkeit entstand, auch hier das betrachtete System als eine aus einer endlichen Anzahl bestimmter Grundelemente bestehende Mannigfaltigkeit aufzufassen. Es ist dies der Plancksche Versuch, die Energieverteilung im Spektrum der schwarzen Hohlraumstrahlung der Beobachtung entsprechend theoretisch zu erfassen. Die Frage betraf hier ausschließlich und unabhängig von einer bestimmten Substanz die Strahlungsenergie in ihrem Zusammenhang mit der Temperatur. Sie konnte statistisch nur in Angriff genommen werden unter der Voraussetzung, daß die verfügbare Gesamtenergie jeder Wellenlänge als ganzzahliges Vielfaches einer elementaren Energiegröße aufgefaßt, daß die Energie also ebenso wie der Stoff atomistisch zerteilt werden darf. Diese Voraussetzung ist durch den glänzenden Erfolg des Versuchs zum mindesten als mathematisch zulässig erwiesen und durch ihre Bewährung auf anderen Erscheinungsgebieten als Ausdruck einer grundsätzlich neuen Naturerkenntnis, die den Inhalt der Quantentheorie bildet, sichergestellt worden. Da jede Strahlung auf einen Atomvorgang zurückgeht, so enthält diese Erkenntnis in erster Linie eine Aussage über das atomare Geschehen: Jedes Atom kann Strahlung nicht in beliebiger Energiemenge abgeben oder aufnehmen, sondern stets nur in abgemessenen, ihrer ebenfalls vom Atom vorgeschriebenen Schwingungszahl  $\nu$  proportionalen Beträgen der Größe  $h \cdot \nu$ , die als Energiequant oder Lichtquant bezeichnet wird. Die noch tiefere Bedeutung der quantentheoretischen Aussage liegt in dem Auftreten der universellen Konstanten  $h$ , die in Er-

gänzung eines alten mechanischen Minimalprinzips, des Prinzips der kleinsten Wirkung oder auch des Hamiltonschen Prinzips, das elementare Geschehen auf solche Vorgänge beschränkt, bei denen die Wirkungsgröße, d. i. das Produkt aus Arbeit und Zeit, durch das „elementare Wirkungsquantum“  $h$  festgelegt ist.

In welchem Umfang sich die Quantenphysik als Ausdruck der natürlichen Gesetzmäßigkeit bewährt hat, möge in kurzen Zügen gezeigt werden. Eine erste unmittelbare Stütze für die Lichtquantenvorstellung haben die von Lenard festgestellten Erscheinungen der lichtelektrischen Wirkung erbracht. Die Tatsache, daß die Geschwindigkeit der infolge von Lichtbestrahlung aus einem Metall austretenden Elektronen unabhängig von der Lichtintensität, aber proportional der Schwingungszahl des erregenden Lichtes ist, wird durch die Annahme, daß es sich hier um eine direkte oder indirekte Energieübertragung von je einem Lichtquant auf ein Elektron handelt, sofort verständlich. Auch der umgekehrte Vorgang der Erregung von Licht-, Röntgen- oder  $\gamma$ -Strahlen durch Elektronen weist auf die charakteristische Rolle des Energiequants hin. Ebenso entspricht die durch die Stokesche Regel ausgedrückte Tatsache, daß bei der Fluoreszenz und Phosphoreszenz das erregte Licht nicht kürzerwellig sein kann als das erregende, dem dabei in Lichtquanten erfolgenden Energieaustausch. Zu nennen ist außerdem die auf der Annahme gequantelter Eigenschwingungen und Rotationen beruhende Theorie der spezifischen Wärme, die Lösung der Fragen der chemischen Verwandtschaftslehre und der photochemischen Reaktionen. Zu den bedeutendsten Leistungen der Quantentheorie gehört die Begründung und Ausbildung der Bohrschen Atomtheorie, die in dem Wirkungsquantum den lange vergeblich gesuchten Schlüssel zum Eindringen in das Wunderland der Spektroskopie fand und damit die Möglichkeit eröffnete, in die tiefsten Feinheiten der in den Licht- und Röntgenspektren sich äußernden inneratomaren Vorgänge einzudringen. Daß die Natur sich schließlich in den Erscheinungen der Feinstruktur und der magnetischen und elektrischen Aufspaltung der Spektrallinien den aus der Erweiterung der Quantenforderung auf Systeme mit mehreren Freiheitsgraden folgenden mathematischen Formulierungen fügt, muß bei der Kühnheit des theoretischen Verfahrens fast als ein Wunder erscheinen.

Welches ist nun die Stellung der Quantentheorie gegenüber den Erkenntnissen der älteren Physik? Die Antwort ergibt sich aus der Auseinanderhaltung, daß die letzteren aus den Beobachtungen des makrophysikalischen Geschehens gewonnen worden sind, während die Quantentheorie das Gesetz des mikrophysikalischen Geschehens enthält. Sie kann als eine den Elementarprozeß beherrschende Verfeinerung der makrophysikalischen Erkenntnis betrachtet werden, welcher ihre Aussagen beim Übergang zu den energiereicheren Systemen der älteren Physik sich asymptotisch annähern. Das Energieprinzip behält auch in der Mikrophysik seine Geltung, und die einzige spezifische Beschränkung besteht darin, daß der Ablauf des Elementarprozesses durch das Wirkungsquantum beherrscht wird. Daß in diesem Falle in die natürlichen Vorgänge eine Diskontinuität hineintritt, bereitete zunächst dem physika-

lischen Denken, welches seit der Begründung der Infinitesimalrechnung durch Leibniz und Newton sich auf der Annahme der Stetigkeit aller ursächlichen Zusammenhänge aufbaute, allerdings eine erhebliche Schwierigkeit, schien damit doch auch die gewohnte Beschreibung der Gesetzmäßigkeiten durch Differentialgleichungen in der neuen Physik ausgeschlossen zu sein. Die Quantenforderung mußte außerdem trotz ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit gewissermaßen als Zwangsforderung hingenommen werden, für deren Notwendigkeit nur der Erfolg entscheidend war.

Diese Schwierigkeiten schien eine ganz neuartige Methode der Naturbeschreibung wenigstens formal zu beseitigen. Es ist dies die von Schrödinger auf der Grundlage De Broglie'scher Vorstellungen entwickelte sogenannte Wellenmechanik. Sie ersetzt die bewegten Elemente der Materie durch ihrer Energie angepasste Wellen, die wieder durch eine Differentialgleichung beschrieben werden können. Ihren Ausgang nahm diese Vorstellung von der Analogie, welche zwischen dem bekannten mechanischen Prinzip der kleinsten Wirkung und dem Fermat'schen Satz vom kürzesten Lichtweg in der Optik besteht. Nach ihr erscheint die Bewegung von Materie einer ganz ähnlichen Gesetzmäßigkeit unterworfen wie der Durchtritt einer Welle durch optische Medien, und eine unmittelbare experimentelle Veranschaulichung hierfür sah man darin, daß Elektronen bei der Reflexion oder beim Durchgang durch kristallisierte Medien ausgezeichnete Richtungen bevorzugen, wie sie im Falle einer Welleninterferenz zu erwarten wären. Das Bestechende der Wellengleichung ist es nun, daß sie physikalisch sinnvolle Lösungen nur für ganz bestimmte Werte der Energie des betrachteten Systems besitzt und daß damit das physikalische Problem der Quantelung der Energie als eine rein mathematische Konsequenz erscheint. Dies letztere war aber auch schon, wie oben bemerkt wurde, bei dem Planck'schen Versuch, die Strahlung wahrheitstheoretisch zu erfassen, der Fall, und ebenso wie dort fehlt auch jetzt eine physikalische Begründung durch die Theorie.

Während in der ursprünglichen Fassung der Quantenvorstellung zwar im wesentlichen Aussagen über die Wirkung oder die Energie gemacht werden, behält in ihr doch auch der Begriff der auf bestimmte Raumpunkten lokalisierten Substanz, das ist der Korpuskularbegriff seine Bedeutung. Dieser fällt dagegen in der Wellenmechanik weg. Für sie ist die Materie oder etwa die elektrische Ladung der Elektronen dem Charakter der Welle entsprechend kontinuierlich, allerdings mit verschiedener Dichte im Raume verteilt, und es ist nur eine erste Annäherung, wenn wir uns dieselbe dort im wesentlichen lokalisiert denken, wo die Dichte gemäß der Wellengleichung ihr Maximum besitzt. Die Auffassung dieser Auflösung etwa der Elektronenladung in eine „Ladungswolke“ kann allerdings durch eine vielleicht ansprechendere Deutung ersetzt werden, wenn man die Aussagen der Wellengleichung nicht als solche über die Ladungsdichte, sondern über die Wahrscheinlichkeit auffaßt, an der betreffenden Stelle zu gegebener Zeit gerade ein Elektron zu finden. Während also nach der ersten Deutung das Elektron als Punktladung im Atom nicht

existiert, sondern seine Ladung über das ganze Atom verteilt ist, kann die statistische Deutung an der Punktladung festhalten. Sie kann dann allerdings keine Aussage über das einzelne Elektron, sondern nur über das durchschnittliche Verhalten einer Vielzahl von Elementarbestandteilen machen. Diese in beiden Deutungsarten zum Ausdruck kommende örtliche oder zeitliche Unbestimmtheit der Wellenvorgänge zeigt, daß alle den Elementarprozeß betreffenden Aussagen in der Mikrophysik nach der Wellenmechanik prinzipiell mit einer gewissen Unsicherheit behaftet sind. Diese Folgerung hat in der sogenannten Unschärferelation ihre quantitative Fassung erhalten, welche besagt, daß das Produkt der Ungenauigkeiten zweier komplementärer Größen — das ist zweier Größen, deren Produkt eine Wirkung ergibt, wie z. B. Ortskoordinate und Impuls — von der Größenordnung des elementaren Wirkungsquantums ist. Es soll darnach unabhängig von der Verfeinerung der Meßmittel ausgeschlossen sein, Lage und Impuls eines Elementarteilchens gleichzeitig mit beliebiger Genauigkeit anzugeben, und es soll die eine Größe um so ungenauer bestimmbar sein, je genauer man die andere anzugeben versucht. Damit entsteht aber jetzt die erkenntnistheoretisch wichtige Frage nach der Stellung der Wellenmechanik zum allgemeinen Kausalitätsprinzip. Wenn nach ihr eine genaue Kenntnis der Gegenwart in der Mikrophysik unerreichbar ist, so wird auch eine exakte Voraussage der Zukunft unmöglich. Das Kausalgesetz wird nach der wellenmechanischen Auffassung für die elementaren Prozesse der Physik daher tatsächlich ausgeschaltet und kann nur für die Wahrscheinlichkeiten festgehalten werden, die diesen individuellen Prozessen aus statistischen Gründen zuzuordnen sind.

Man sucht die Verschiedenartigkeit der Betrachtungsweise der Bewegungsvorgänge durch die Korpuskularmechanik einerseits und durch die Wellenmechanik andererseits am Bild der schwingenden Saite zu veranschaulichen, indem man darauf hinweist, daß man deren Bewegungsweise entweder dadurch darstellen kann, daß man die Bewegung jedes ihrer Teilchen rein mechanisch verfolgt, oder dadurch, daß man als Elemente des Bewegungsvorganges die Grundschwingung und die Oberschwingungen betrachtet, deren jede zur Saite als einer materiellen Gesamtheit gehört und deren Zusammenwirken ebenfalls die Art der Saitenbewegung darstellt. Es ist demgegenüber aber hervorzuheben, daß in der Quantenphysik der Begriff der Welle nicht mehr die anschauliche, sinnlich vorstellbare Bedeutung eines bestimmten, physikalisch faßbaren periodischen Bewegungsvorganges oder eines der Messung zugänglichen elektromagnetischen Wechselfeldes hat, sondern daß sie hier nur ein Symbol ist für ein mathematisch formuliertes Gebilde. Die einzelnen Schritte der Rechnung entsprechen hier nicht physikalisch unmittelbar faßbaren Vorgängen, und der Übergang von der Mathematik zur Physik kann nur am Endergebnis der Rechnung durch völlige Umdeutung ihrer Symbole versucht werden.

Dieses theoretische Verfahren hat extreme Formen in der neben der Wellenmechanik entstandenen sogenannten Quantenmechanik angenommen. Obwohl diese Methode sich darauf beruft, daß sie nur beobacht-

bare Größen, wie die Frequenzen und Intensitäten der für die Atome charakteristischen Spektrallinien sowie unabhängig von der Spektroskopie die elektrisch feststellbaren Energiestufen der Atome, in ihre für die Atomvorgänge maßgebenden Gleichungen einführt, so ist ihr Weg doch ein so abstrakter, rein in mathematischen Fragen sich erschöpfender, daß es schwer fällt, zwischen mathematischen und physikalischen Notwendigkeiten, d. h. zwischen Formalität und Realität überhaupt noch zu entscheiden. Die Mathematik zieht nicht mehr lediglich die Konsequenzen der physikalischen Erkenntnis, sondern die Forschung geschieht an den mathematischen Formeln selbst.

Dieser für die Zeit des Überhandnehmens natur- und artfremder Einflüsse auf die Entwicklung des von den großen arischen Forschern begründeten physikalischen Weltbildes charakteristische Zug der neueren Physik zum Formalismus ist in ausgeprägtestem Maße in der Einsteinschen Relativitätstheorie mit ihrer Verallgemeinerung des Relativitätsprinzips auf alle physikalischen Vorgänge in Erscheinung getreten. Ohne hier auf die prinzipielle Einstellung einzugehen, heben wir nur folgendes hervor: Als eine wichtige und an der Erfahrung bewährte Aussage derselben wird die Massenveränderlichkeit und der Zusammenhang von Masse und Energie hervorgehoben. Daß die Masse schnell bewegter Teilchen mit zunehmender Geschwindigkeit wächst, ist zuerst an schnellen Elektronen unzweifelhaft festgestellt worden. Diese Erscheinung wird ohne weiteres verständlich, wenn man der Energie Masse zuschreibt. Die fundamentale Erkenntnis, daß dies tatsächlich berechtigt ist, wurde aber schon von Hasenöhrl im Jahre 1904 gewonnen und kann daher nicht als neue Errungenschaft der Relativitätstheorie ausgegeben werden. Wir sehen in ihr kein Beweisstück für die Berechtigung eines unserer Sinnenwelt gänzlich abgewandten, rein formalistischen Rechenverfahrens, sondern das Ergebnis einer folgerichtigen Ausdeutung grundlegender älterer Erfahrungstatsachen. Zu diesen Tatsachen haben wir neben der Kenntnis von der elektromagnetischen Strahlung und dem Strahlungsdruck vor allem auch den Lenardschen Nachweis der elektrischen Struktur der Materie zu rechnen, der als erste Andeutung der Verbindung von Stoff und Energie betrachtet werden kann.

Die Energie tritt damit erneut in den Mittelpunkt der Naturbetrachtung, jetzt aber in dem grundsätzlich erweiterten Sinn, daß der Substanz- bzw. Massenbegriff nicht mehr unabhängig neben ihr steht, sondern ihr wesensgleich zugeordnet ist. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie wird damit gleichbedeutend mit demjenigen von der Erhaltung der Masse. Gravitation und Trägheit sind jetzt Eigenschaften der Energie und nur ihr allein, und an der Materie wurden dieselben nur deshalb zuerst gefunden, weil sie große Energieanhäufung darstellt. Der frühere Gegensatz von Korpuskel und Welle verliert auch unter diesem, dem Vorstellungsvermögen unmittelbar zugänglichen Gesichtspunkt seine Schärfe. Denn nach ihm sind beide gleichwertige Formen der Energie, deren Bezeichnung als Korpuskel oder als Welle der Erscheinungsart angepaßt werden kann, auf die sich die

jeweilige Einzelaussage bezieht. So tritt in diesem Sinne der Korpuskularbegriff in den Vordergrund, wenn es sich um Fragen der räumlichen Energiebegrenzung handelt, während der Wellenbegriff den Problemen der Energieausbreitung im allgemeinen angemessener ist.

Ihre Fruchtbarkeit erweist die Erkenntnis von der Energiemasse gegenwärtig auf dem neuesten physikalischen Forschungsgebiet des Auf- und Abbaus der Atome. Die Atom- bzw. Kern-Umwandlung ergibt sich stofflich und hinsichtlich der begleitenden Strahlungsvorgänge quantitativ anschaulich als Ergebnis einfacher Energieumformung. Die Summe der Energie des Stoffs und der Energie der Strahlung bleibt bei der Umwandlung konstant.

Das physikalische Weltbild hat durch diese Erkenntnis von der überragenden Bedeutung des Energiebegriffs eine außerordentliche Einfachheit und innere Geschlossenheit erhalten. Freilich bedarf es noch der Vervollständigung durch solche prinzipiellen Erkenntnisse, welche die Mannigfaltigkeit des Naturgeschehens gemäß unserem Anschauungsbedürfnis als raumzeitliche Ereignisse beschreiben. Wenn die genannten theoretischen Versuche der neueren Zeit das physikalische Weltbild völlig losgetrennt von der Sinnenwelt in einem abstrakten Formalismus zeichnen wollen, so wird doch der forschende Beobachter wie jeder natürliche Mensch immer nach Anschaulichkeit streben in dem sicheren und seine Arbeit leitenden Empfinden, daß der Gegenstand seiner Forschung, daß die Natur nichts ihm Gegensätzliches, Fremdes und daher Unzugängliches, sondern mit ihm in einer Ganzheit Zusammengeschlossenes ist. Das schließt allerdings nicht aus, daß er darauf verzichten muß, das reale mikrophysikalische Geschehen sinnfällig zu erfassen, da die Sinne hierfür offenbar zu grobe Sonden sind. Dies wird ihn aber nicht hindern, sich anschauliche Vorstellungen und Modelle zu machen, an denen die Forschung sich orientiert und mit deren Hilfe er sich selbst als harmonisches Glied in das von den Sinnen erfassbare Geschehen aktiv einschaltet. Er wird sich dabei stets dessen bewußt bleiben, daß diese Modelle, diese Bilder von der Welt nicht in allen Zügen die Wirklichkeit zu sein brauchen. Damit ist aber ihr Wert zum mindesten nicht geringer als derjenige der neuen Rechenätze, die ebensowenig den Anspruch erheben können, Ausdruck der Wirklichkeit zu sein. In der Tat liegt die Bedeutung einer wissenschaftlichen Auffassung häufig nicht so sehr in ihrem Wahrheitsgehalt als vielmehr in ihrem Wertgehalt, nämlich darin, wie weit sie das menschliche Ringen nach vertiefter Erkenntnis zu fördern oder andererseits zu hemmen vermag. Denn das fortgesetzte Ringen nach immer innigerer Einordnung der menschlichen Einsicht in die immer wieder von neuer Seite und unter neuen Formen sich offenbarende Natur ist das Kennzeichen der wissenschaftlichen Arbeit des Naturforschers. Sie wird niemals ruhen in dem überheblichen Glauben, am Ziele zu sein, und die Bedeutung von Form und Inhalt einer wissenschaftlichen Aussage wird ständig der Prüfung durch neue Erfahrung ausgesetzt bleiben. Diese Erfahrung aber ist Erlebnis, ist Ergebnis schöpferischer Tat des Forschers, und insofern gehört die Wissenschaft mitten hinein in

den Lebensprozeß der Menschheit und insbesondere in den Lebensprozeß des Volkes, aus dessen rassistischer Eigenart seine Forscher die Kräfte schöpfen zu ihren Leistungen.

Glücklich der Forscher, den die gewaltige Erkenntnis des Allzusammenhangs, der großen Einheit der Natur in ihren Bann zwingt, ihn zu immer tieferem Eindringen in ihre Geheimnisse anspornt und befähigt und ihn mit jedem weiteren Schritt immer von neuem mit Bewunderung und Ehrfurcht vor der Größe der Schöpfung und des Schöpfers erfüllt. Die größte Befriedigung muß ihm aber das sichere Bewußtsein bieten, daß seine Arbeit vom Verständnis seines Volkes getragen wird, dem ihr Erfolg in praktischer und ideeller Hinsicht in erster Linie gehört. Dienst an der Wissenschaft ist Dienst am Volke. Aber auch glücklich das Volk, das in grundlegenden wissenschaftlichen Leistungen seiner Söhne gewaltige Werke der Kultur geschaffen hat und sich jederzeit des für seine Lebenshaltung bedeutungsvollen geistigen und seelischen Gewinnes bewußt ist, den die Aufgeschlossenheit für das natürliche Geschehen ihm vermittelt.

Wir müssen in diesem Zusammenhang die wichtige Aufgabe hervorheben, welche dem Erzieher gestellt ist als dem Vorbereiter der heranwachsenden Generation für ihre Berufung, das Werk der Väter fortzusetzen, möglichst in Neuland vorzustößen und die Güter ihres Volkes zu mehren. Hier gilt es, die Lehre des Lebens zu beachten, daß zur Voraussetzung jeder Leistung neben der sachlichen und fachlichen Schulung charakterliche und seelische Werte gehören, die Gewissenhaftigkeit und Treue, Hingabe und Opferbereitschaft, zähe Ausdauer und der feste Glaube an den Erfolg. Beide Voraussetzungen stehen nicht etwa verbindungslos nebeneinander, sondern sie müssen im fertigen Menschen als natürliche Einheit sich zusammenfinden. Diese Einheit muß schon in der Erziehung zum Ausdruck kommen. Sachliches Wissen und Können darf nicht um seiner selbst willen erstrebt werden, sondern es ist als Hilfsmittel und Grundlage für die Formung der Persönlichkeit zu betrachten. Denn die höchste Aufgabe der Erziehung ist weder auf das Wissen noch auf das Können, sondern auf das Handeln gerichtet. Führen wir die Jugend am Beispiel unsrer Großen auf dem Weg, der das gesicherte Wissen gebracht hat, lassen wir sie die Mühe der Arbeit und

den aus ihr erwachsenden Segen des Erfolgs empfinden, lassen wir sie aus der Betrachtung der allmählichen Entwicklung unsrer Erkenntnisse eine innere Beziehung zu denselben gewinnen und damit zum Verständnis vorschreiten, so vermitteln wir ihr einen Schatz, der nicht lediglich zeitweilig Inhalt des Gedächtnisses, sondern dauernder eigener Besitz bleibt. Es kommt weniger darauf an, wieviel in der Schule gelernt wird, als darauf, wie gelernt wird. Mechanisches Wissen allein bleibt tot, Verständnis erst ist die Vorbedingung des Könnens, des Willens aber bedarf es zur Tat.

Der beste Lehrmeister ist die Natur, wenn wir mit offenem Blick uns in sie versenken. Wer wird nicht von ihrer Größe durchdrungen, wenn er erkennt, wie das Kleinste und das Größte in ihr mit unerbittlicher Notwendigkeit zur Einheit und Widerspruchslosigkeit sich fügt, wie ein großes, beherrschendes Prinzip die Welt zusammenhält? Wer will sich im Denken und Handeln dem Gesetz der Natur entziehen, wenn er sich als erkennender Teil in die gewaltige Schöpfungsidee eingeschlossen weiß? Am elementarsten Naturgeschehen kann er die Richtlinien für das Leben entnehmen, die im wesentlichen dahin zeigen, daß gesetzliche Ordnung, folgerichtiges Einfügen des einzelnen in die Gesamtheit, die Bekenntnis zu einem großen produktiven Prinzip, das unsre Weltanschauung ist, göttliches Gebot sind.

Zu dieser Ausrichtung des Blicks bedarf die Schule nur der einfachsten, sinnfälligsten natürlichen Hilfsmittel. Schon die einfachen mechanischen Vorgänge lassen bei geeigneter Deutung soviel Feinheiten und Größe des Naturgeschehens erkennen, daß es keiner abstrakten Gedankenkonstruktionen bedarf, um beim Lernenden Eindruck zu erwecken. Das Lehrgebiet der Schule sind die gesicherten Grundlagen unsrer Naturkenntnis; ihre sinngemäße Ausdeutung bedeutet keineswegs nur elementaren Unterrichtsbetrieb, sondern sie kann den Schüler bis an die tiefsten Fragen heraufführen und verhindern, daß durch die Beschäftigung mit nicht ausgereiften, sogenannten modernen Fragestellungen Oberflächlichkeit und hohler Wissensdünkel großgezogen werden. Die Natur ist uns der beste Hinweis darauf, daß die Größe nicht in der Kompliziertheit sondern gerade in der Einfachheit liegt.

**D**eutschland strebt . . . mit seinen ganzen Kräften darnach, unter Ausgleich all der die innere Einheit der Völker bedrohenden, scheinbaren sozialen und gesellschaftlichen Interessengegensätze dem deutschen Volke das Glück einer brüderlich verbundenen Gemeinschaft zu geben, die wirtschaftlich Schwächeren durch freudig dargebrachte Hilfe zu stärken und alle gesunden und guten Regungen zur Hebung der materiellen sowie der seelischen Wohlfahrt des Gesamtvolkes zu fördern.

Der Führer in der Neujahrsansprache.

# Die politische Aktivität des chinesischen Kommunismus

Von Hermann Köchel.

Seit mehr als einem Vierteljahrhundert ringt China, das gewaltige Reich der 400 Millionen, um seine staatliche Gestaltung und um den politischen Neubau seines riesigen Reichskörpers. Die Revolution vom Jahre 1911 liquidierte die Herrschaft der Mandschus und überlieferte zugleich das Reich dem politischen Chaos. Denn diese waren nicht an ihrer eigenen Schwäche oder der politischen Unzulänglichkeit zugrunde gegangen. Die Krise war eine solche des ganzen Reiches, seiner Organisation, seines politischen Stiles, seiner Verwaltung und seiner Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung so gut wie seiner militärischen Struktur. Die sich immer mehr häufenden Vorstöße westlicher Zivilisation, Technik und Machtpolitik hatten so viele Breschen in die „chinesische Mauer“ der Abgeschlossenheit und Selbstgenügsamkeit Chinas geschlagen, daß sie eines Tages zusammenstürzen mußte. Bei ihrem Fall begrub sie unter sich die Dynastie und all das, was mit ihr verbunden war, nicht zuletzt den Staat. Den Erben der Herrschaft und Macht blieb die geradezu verzweifelte Aufgabe, aus diesen Trümmern den Neubau des Staates zu errichten. Das hieß nichts anderes, als das alte China, das China der vier Jahrtausende, von innen heraus so umzugestalten, daß die Ursachen beseitigt wurden, die zum Sturz und zur politischen Ohnmacht geführt hatten. Denn, eines darf man, wenn man sich mit China befaßt, nie vergessen: China war in den verschiedensten Zeiten und unter den verschiedensten Dynastien ein Reich, das weit über seine Grenzen hinaus vorgestoßen war, das zu den Randstaaten des indischen Ozeans gehörte und in Westasien die Herrschaft ausübte. Gegenüber den Zeiten der Größe und des Glanzes bietet die Gegenwart ein Bild der Ohnmacht und Verwirrung. Es ist hier nicht der Ort, den verschiedenen Versuchen eines Neubaus innerhalb der beiden letzten zwei Jahrzehnte nachzugehen, die inneren und äußeren Widerstände gegen die staatspolitische Festigung aufzuzeigen und das Spiel und Gegenpiel der Einflüsse, Hemmungen und Hindernisse klar zu legen. Eigene und fremde Ideologien, östliche und westliche Staatslehren, Parteidoktrinen, Wirtschaftstheorien und Reformprogramme stehen im Kampf mit jahrtausendalten Überlieferungen, kulturellen Anschauungen, scheinen zu scheitern an politischer Lethargie und staatlicher Indolenz; oder durch die Eigensucht und Eigenbrötelei der Gouverneure und Marschälle blockiert, bieten sie fremden Mächten die geeignetste Handhabe, ihre Sonderinteressen zu verfolgen. Wenn seit dem Staatsstreich des Marschall Chiang-kei-shek für die europäischen Beobachter eine klarere und schärfer umrissene Linie der staatspolitischen Führung sichtbar wird, so darf man doch nicht vergessen, daß die Basis, von der aus der Ministerpräsident Chinas operiert, bis in die jüngste Zeit recht schmal und wenig gefestigt war. Weder die Staatsgewalt als solche, noch die sie tragende Partei der Kuo-min-tang verfügt über

eine Gesamtchina beherrschende Autorität. Dem steht neben der räumlichen Ausdehnung mit ihrer verkehrsgeographischen, unzulänglichen Aufschließung auch die Unfertigkeit der Verwaltung und die noch bestehende innerstaatliche Gliederung entgegen. Gibt es doch Provinzen, die die Größe mittlerer Staaten in Europa erheblich an Flächenraum übertreffen. Erschwerend kommt noch hinzu, daß das chinesische Volk als Volk wohl in seiner rassischen Eigenart und auf Grund seines kulturellen Lebensstils eine Einheit darstellt, aber keineswegs willensmäßig und in seinem politischen Bewußtsein zu einer Nation zusammengeschweißt ist. So ist es durchaus zu verstehen, daß unter der dünnen Decke der gegenwärtigen nationalen Einheit Sonderbewegungen, Teilaktionen und partikularistischen Selbstständigkeitstendenzen sowie Störungseinflüssen von außen Tür und Tor geöffnet sind. Pro- und anti-japanische Gruppen und Persönlichkeiten, faschistische und kommunistische Verbände, demokratische — westliche — und nationallistische — altchinesische Vereinigungen, Autonomisten, Separatisten, föderalisten kämpfen um Macht und Einfluß oder fordern Anerkennung und Berücksichtigung. Trotz des Übergewichts der national-chinesischen Partei der Kuo-min-tang wäre es durchaus verfehlt, diesen Unter- und Gegenströmungen jegliche Bedeutung abzusprechen. Sie sind es geradezu, die im augenblicklichen Kampf Chinas um seine staatliche Selbstbestimmung und Eigenständigkeit anderen Mächten gestatten, in den Ablauf der staatspolitischen Neubildung einzugreifen.

Fast ausnahmslos herrscht darüber Einigkeit, daß unter den gegenwärtigen Mächten, die in die Schwierigkeiten Chinas zu eigenem Nutzen und Vorteil eingriffen, Japan es sei, das das Werden der chinesischen Reichseinheit störe. Erstaunlich ist es, daß man der zweiten Macht im fernen Osten, Sowjetrußland, keinerlei aggressive Absichten und Pläne zutraut. Auch hier ist man um Beweise nicht verlegen. Obwohl die äußere Mongolei und Chinesisch-Turkestan mehr als nur Einflußgebiete des russischen Kommunismus sind, beruhigt man sich andern Orts damit, daß formal und staatsrechtlich die chinesische Oberhoheit sowohl in der Mongolei, wie auch in Sing-Kiang von Sowjetrußland anerkannt, von China nie aufgegeben worden sei. Außerdem, noch nie haben Truppen der Sowjetunion auch nur den geringsten Versuch gemacht, mit bewaffneter Hand in China selbst einzudringen. Stets habe man die Freiheit und Unabhängigkeit Chinas geachtet. Doch, lassen wir uns durch diese Dinge nicht täuschen. Ostturkestan so gut wie die Außenmongolei stehen faktisch unter der Gewalt der Sowjets, genau so wie Mandschukuo unter dem „Schutze“ Japans. Und, wenn die jüngsten Ereignisse nicht eine entgegengesetzte Wendung nehmen, wird das Gleiche mit der nach Süden hin erweiterten inneren Mongolei vor sich gehen. Aber

auch darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben: so vorsichtig und bewußt sich die U. d. S. S. R. aller offiziellen und sichtbaren Einmischung in China enthält, so unbestritten verfolgt sie auch dort die Ziele des Weltkommunismus und der Weltrevolution. Da die Kommintern sich für die „Kalte Sowjetisierung“ entschieden hat — es hat sich als praktisch erwiesen, die andern die Haut zum Markte tragen zu lassen —, beschränkt man sich auf Propaganda, schickt Kommissäre und Agitatoren. Schon einmal hat China diese aus dem Lande gejagt. Es war 1928, als Borodin und Blücher-Galen das Feld räumen mußten. Man kann sich umstellen. Warum soll man sich nicht eigener statt landfremder Leute bedienen? Daß China mehr als genug Menschen dem Kommunismus zur Verfügung stellen kann, wer will daran zweifeln, wenn man an das „andere China“, das China der Überschwemmungen, der Hungersnöte, des Elends, des Grauens und der unsäglichen Not denkt! So benutzt man nun für die Zwecke des Kommunismus nicht mehr russische Menschen, sondern Chinesen, Mongolen, also landes- und stammeseigene Leute.

Daß es einen chinesischen Kommunismus gibt, steht außer Zweifel; — für seine politische Aktivität soll hier der Beweis erbracht werden. Wer die Nachrichten, die in den letzten Jahren aus China kamen, verfolgt hat, weiß um die Vorgänge, der weiß vor allem auch, daß immer wieder Kämpfe der chinesischen Zentralregierung gegen kommunistische Armeen im Gange waren. Jedoch, nähere Angaben oder gar Einzelheiten über deren Verlauf waren kaum oder nur spärlich zu erhalten. Noch weniger war man über die Ziele und Absichten unterrichtet. Auch chinesische Nachrichten bestätigten nur die Tatsache, daß Kämpfe stattgefunden haben. Näheren Aufschluß über die politischen Absichten und Pläne erfährt man aus den vom chinesischen Kommunismus selbst gelieferten Berichten. Nach diesen Berichten steht es außer Zweifel, daß man noch vor nicht allzu langer Zeit von einer geradezu für den Bestand Chinas bedrohlichen Aktivität des chinesischen Kommunismus sprechen konnte. Der Schauplatz dieser Aktivität waren die westlichen Provinzen des mittleren China. Im Jahre 1934 konstituierte dort der chinesische Kommunismus einen selbständigen Staat, den er Sowjet-China nannte. Er gab ihm eine eigene Verfassung und grenzte das Staatsgebiet ab. Wie es sich von selbst versteht, wurden in diesem Staat die politischen Rechte nur den Bauern und Arbeitern zuerkannt, die anderen Gruppen gingen staatsbürgerlich leer aus. Das Staatsgebiet umfaßte damals die beiden Provinzen Sze-tshuan und Shen-si mit einem Flächeninhalt von zirka dreiviertel Millionen Quadratkilometern. Dieses Gebiet ist in geopolitischer Hinsicht in doppelter Weise bevorzugt. Einmal nimmt es eine Brückenstellung ein, indem es die südwestlichen und südlichen Provinzen — ehemals bevorzugte Positionen kommunistischer Betätigung — mit den nordwestlichen zusammenschließt. Damit ist eine ungestörte Verbindung hergestellt, die den Zugang zur äußeren Mongolei und über Kansu zu Ostturkestan beherrscht. Zum andern vermag ein möglicher Vorstoß in die Niederungen der beiden großen Ströme Chinas durch die große, meridional verlaufende Bruchstufe Schutz und Deckung zu finden.

Nach Mitteilung des sowjet-chinesischen Berichterstatters sah es die neue Regierung als eine vordringliche Aufgabe an, den Staat innenpolitisch zu festigen. Wie ernst es den Leitern des chinesischen Sowjetstaates um die staatspolitische Organisation war, geht nicht nur daraus hervor, daß sie mit allen Mitteln versuchten, das Problem der wirtschaftlichen Verselbständigung in Angriff zu nehmen, sondern auch daraus, daß sie, um die Bevölkerung zu gewinnen, ihre Theorie und Praxis den veränderten Bedingungen anzupassen versuchten. Entgegen der andernorts geübten Gepflogenheiten verzichteten sie auf die Errichtung landwirtschaftlicher Kollektivbetriebe (Kolchos), selbst dort, wo man voreilig deren Einrichtung durchgeführt hatte, löste man sie wieder auf. Auch die mittleren Bauernstellen ließ man bestehen, nur der Großgrundbesitz verfiel der Aufteilung. Was den chinesischen Kommunismus dazu zwang, seine Methode und Taktik zu ändern, war die Stärke der Bindungen innerhalb der besondern Wirtschaftsform des chinesischen Bauertums: der bodenständige Betrieb des Ackerbaus durch Familien- und Sippenverbände bzw. Dorfgemeinschaften. Diese Bindungen erwiesen sich stark genug, um ein Zerbrechen der blutsmäßig bedingten Vergemeinschaftung zu verhindern. Ebensovienig gelang es, die gildemäßig zusammengeschlossenen Körperschaftsformen des Handwerks und des Handels aufzulösen. Selbst Kulis, Träger und Schiffsknechte widerstanden der Proletarisierung, d. i. der Entgemeinschaftung. Es blieb daher nichts anderes übrig, wenigstens so lange die neue Staatsgewalt noch nicht festen Fuß gefaßt hatte, die bisherigen Formen bestehen zu lassen und der Landwirtschaft durch Hilfsmaßnahmen die nötige Hebung zuzusichern. Im Programm zum mindesten findet sich die Ankündigung auf Verteilung von Saatgut, das Versprechen der Bodenmelioration, der Anlage und Regulierung der Bewässerung sowie die Zusage ausreichender Finanzierung. Die Vordringlichkeit agrarpolitischer Fragen beruht in der Tatsache, daß Sze-tshuan eine der reichsten und damit auch der begehrtesten Ackerbaugebiete des westlichen China ist. Ebenso sind die Lößgebiete Shen-sis Sitz eines ausgedehnten Ackerbaus. Die bäuerliche Bevölkerung überwiegt die andere bei weitem.

Im Vergleich zu den landwirtschaftlichen Aufgaben nehmen die des industriellen Aufbaus eine durchaus untergeordnete Stellung ein. Fabriken bestehen kaum, Handwerk und Feingewerbe sind die einzigen nennenswerten Zweige der gewerblichen Produktion. Aber auch sie haben nur örtliche Bedeutung; selbst da, wo möglicher Weise industrielle Rohstoffe sich finden, sind der Fabrikation insofern Grenzen gesetzt, als die Transportschwierigkeiten bis zu den Stapel- und Versandplätzen eine derartige Vergrößerung der Gestehungskosten bedingen, daß von einem Wettbewerb gegenüber den Industrieländern, selbst auf dem chinesischen Binnenmarkt nicht die Rede sein kann. Die Errichtung von staatlichen und korporativen Betrieben und deren finanzielle Begünstigung dürfte an dieser Sachlage nichts ändern. Bezeichnend ist, daß der chinesische Sowjetstaat die privatwirtschaftlichen Unternehmungen bestehen läßt und die Investierung von Privatkapital begünstigt. Das gleiche Zugeständnis macht man dem privaten Handel. Man will ihn nicht nur,

entgegen aller sonstigen Gepflogenheit, bestehen lassen; man ist sogar gewillt, dem einzelnen Unternehmer und auch den Gesellschaften völlige Bewegungsfreiheit zuzugestehen.

Neben der Landwirtschaft läßt Sowjet-China der roten Armee besondere Sorgfalt angedeihen. Aus den Kämpfen der Jahre 1932 und 1933 bestanden Trümmer verschiedener Seeresverbände, die nun zum Schutz des neuen Staatsgebietes zusammengezogen werden sollten. Ihr Unterhalt verschlingt fast alle Mittel des Staates; denn sie müssen infolge dauernder Angriffe ständig zur Abwehr bereit sein. Die Kämpfe reißen nicht ab, und der Unterhalt, die Versorgung mit Kriegsmaterial sowie Nachschub und Verpflegung machen fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Dazu kommt, daß die Truppen, sofern man von solchen überhaupt sprechen kann, nicht immer ganz zuverlässig sind. Darum soll die Anzahl der Parteimitglieder in der Armee erhöht werden. Gefordert wird fernerhin eine bessere Schulung und Disziplin der Verbände. Da es an durchgebildeten Kommandostellen fehlt, sollen diese ergänzt, technisch und militärisch geschult werden. Für die Mannschaften wird das Gleiche verlangt. Das endgültige Ziel ist die Schaffung „einer eisernen Millionarmee von Rotgardisten“. Die Schwierigkeit hinsichtlich der Ausrüstung und Versorgung der Armee wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß eine unmittelbare Zufuhr an Material und Gerät nur vom Westen her, also über Tibet oder die Mongolei erfolgen kann. Die einzigen Transportmittel sind Karawanen und Träger. Die kriegerischen Ereignisse der Jahre 1935 und 1936 zeigten eindeutig, daß die durch die Transport- und Nachschubverhältnisse bedingte Schwäche Sowjet-China zwang, die von ihm besetzte Machtstellung zu räumen und seine Pläne und Ziele zur Gründung eines selbständigen kommunistischen Staates aufzugeben.

Doch ehe darauf eingegangen werden kann, müssen die außenpolitischen Forderungen des chinesischen Kommunismus noch kurz umrissen werden. In ihren wesentlichen Punkten lauten sie wie folgt:

1. Beseitigung der Kontrolle Chinas durch ausländische Mächte und volle staatliche Unabhängigkeit und Selbständigkeit.
2. Abschaffung der imperialistischen Privilegien und Kapitulationen.
3. Annullierung aller Verträge, die Ausdruck der Nicht-Gleichberechtigung sind.
4. Annullierung aller Anleihen der früheren chinesischen Regierungen.
5. Verbot des Aufenthaltes von Land-, See- und Luftstreitkräften imperialistischer Staaten.
6. Sofortige Rückgabe aller Konzessions- und Vertragsgebiete.
7. Nationalisierung aller, auch der ausländischen Banken, Eisenbahnen, Zölle, Bergwerke und Industrieunternehmungen.

Diese Forderungen sind ebenso klar wie bündig und zeigen unzweideutig, gegen wen sich der chinesische Kommunismus richtet. Es ist der Kapitalismus der weißen Mächte und der machtpolitische Imperialismus Japans, denen die Gegnerschaft gilt. Diese doppelte Gegnerschaft des chinesischen Kommunismus findet ohne

Zweifel in weitesten Schichten des chinesischen Volkes rein gefühlsmäßig wie auch politisch eine bereitwillige Resonanz.

Sowjet-China begnügt sich nicht damit, durch eine starke antijapanische Propaganda, die unbestreitbar weit um sich greifende japanfeindliche Stimmung gewisser chinesischer Gruppen für seine Bestrebungen einzuspinnen; es bemüht sich mit Erfolg, durch Bündnisse mit Generälen und Provinzregierungen sowie durch Abmachungen mit Parteiverbänden und politischen Gruppen die Grundlage seiner politischen Aktivität und seines Einflusses zu verbreitern. Wie weit diese Bemühungen bis zur Gegenwart gediehen sind, wird weiter unten noch zu erwähnen sein.

Der Versuch des chinesischen Kommunismus, durch eine eigene Staatsgründung einen beträchtlichen Teil aus dem Reichsverband abzulösen, blieb natürlich nicht ohne Gegenwirkung seitens der Zentralregierung in Nanking. Bereits im Sommer des Jahres 1934 setzte diese zur Gegenaktion an. Sie beauftragte den Generalissimus Chiang-kei-shek mit dem Kampf gegen Sowjet-China. Für die innere Stärke des chinesischen Kommunismus ist es durchaus bezeichnend, daß diese Aktion mehr als zwei volle Jahre in Anspruch nahm, wenn auch nicht außer Betracht gelassen werden darf, daß die militärischen Operationen der Zentralgewalt infolge der weiten Entfernung, der schwierigen Verkehrsverhältnisse und des Abstandes von der zentralen Operationsbasis von fast 2000 km in ihrer Durchführung erheblich erschwert wurden. Der Vorstoß Chiang-kei-sheks traf Sowjet-China in seiner südöstlichen Flanke, also in Sze-tschuan, dessen Hauptstadt Tscheng-tu zur Flugbasis des Oberkommandos wurde. Die modernsten Kampfmittel mußten demnach eingesetzt werden; denn es handelte sich hier nicht mehr um die Unterdrückung verstreut ausgebrochener kommunistischer Unruhen wie noch 1932 und 1933, sondern um einen organisierten und einheitlich geleiteten Kampf. Dieser scheint vom chinesischen Kommunismus mit aller Energie durchgehalten worden zu sein. Dafür spricht neben den gelegentlichen Meldungen von Siegen besonders der vierten und sechsten roten Armee, auch die lange Dauer der Kämpfe. Erst allmählich gelang es der Zentralgewalt die vom Kommunismus besetzten Gebiete zu räumen. Der Sowjetberichtersteller spricht von gewaltigen Marschleistungen der roten Truppen, die im Verlauf ihres Rückzuges eine Strecke von annähernd 3000 km zurückgelegt hätten, über Gebirge, durch Flüsse, Ebenen und Schluchten. Bei der Eigenart asiatischer Kriegsführung ist es wohl zu verstehen, daß der dauernde Rückzug zur Dezimierung und Demoralisierung der Verbände führte, daß die roten Armeen sich auflösten und die Kommandogewalt wirkungslos wurde. Die Hartnäckigkeit des Widerstandes nach Meldungen vom Sommer 1935, wonach eine Reorganisation der Verbände, ihre Vereinigung und militärische Konzentration erneut versucht wurden, beweist andererseits, wie fest der Kommunismus im Nordwesten des Reiches Fuß gefaßt hatte. Nach Meldungen vom Frühjahr 1936 setzte nun auch vom Nordosten, von den Provinzen Shan-si und So-nan und vom Norden her aus Sui-yuan und Chachar der Angriff weiterer Regierungstruppen ein. Ersterer sollte sieben Divisionen stark von Osten her, letzterer unter

dem Befehl des Generals Rang-si-yuan, den Gegner im Norden in die Zange nehmen. Diese Operationen waren während des Sommers durchgeführt worden und schienen dem Dasein Sowjet-Chinas ein Ende bereitet zu haben. Da wurde im Dezember 1936 die Welt mit der Nachricht überrascht, daß der Marschall Chiang-kei-shek anlässlich einer Truppenbesichtigung in Sian-fu festgehalten worden sei. So undurchsichtig die Hintergründe dieser Militärrevolte waren, so geheimnisvoll sind auch die Umstände, die zur „Befreiung“ Chiangs geführt haben. Niemand weiß, welchen Preis er dafür zahlen mußte, und niemand kann bündige Auskunft darüber geben, wer seine Hand dabei im Spiel gehabt hat. Eines ist gewiß: Der chinesische Kommunismus besteht im Nordwesten Chinas noch immer und zwar nicht nur als Partei, sondern auch als militärische Organisation und als ein machtpolitisches Instrument. Folgende Meldung der „Times“ vom 17. September 1937 dürfte dies vollauf bestätigen. Diese lautet: „Der Sekretär der chinesischen kommunistischen Partei, Tsching-tanghsien, machte vor Pressevertretern nähere Mitteilungen über das zwischen der kommunistischen Partei und der

Zentralregierung getroffene Übereinkommen. Darnach soll die kommunistische Partei als solche weiter bestehen bleiben und ihr Hauptquartier in dem bisher ausschließlich ihrem Einfluß unterstehenden Gebieten aufschlagen. Diese Gebiete in den Provinzen Shan-si und Kansu werden von der Nanjing-Regierung als besonderer Verwaltungsbezirk organisiert“ — (also faktisch abgetrennt, d. Verf.). Es ist das Rückzugsgebiet der kommunistischen Armeen, die heute als achte kommunistische Armee im Kampf gegen Japan an der Nordfront eingesetzt sind.

So richtig es auch sein mag, daß das chinesische Volk in seiner sozialen Struktur, in seiner Kultur und Lebensweise keinerlei Affinität zum Parteikommunismus hat, so bestimmt Chiang-kei-shek und die Regierung den Bolschewismus als Doktrin und Weltanschauung ablehnen, ebenso gewiß ist es, daß Umstände und Verhältnisse eintreten können, die trotz aller gegenteiligen Gründe China zum Opfer der politischen Aktivität des Weltkommunismus werden lassen können.

Schon hat seine Vorhut eine Offensivstellung auf chinesischem Boden bezogen.

## Auf Spuren der Germanen in Marokko.

Erinnerungen eines deutschen Auslandslehrers.

Von Alfons Bed.

W<sup>er</sup> die Meerenge von Gibraltar zum erstenmal befährt, dem wünsche ich nicht unsere Heimfahrt auf einem Transportdampfer im Juli 1919, bei der uns in Gibraltar, während wir einen Tag still lagen, um zu Kohlen, ein englisches Torpedoboot wie ein Wachtund umkreiste. Oder jene Sturmfahrt von der Jahreswende 1913/14, da ich als junger Lehrer, voll Erwartungen, nach Tanger fuhr, um dort an der deutschen Schule zu wirken! Blauer Himmel und Sonnenschein an der spanischen Küste, rosenzarte Berge, die afrikanische Küste, das Reiseziel, greifbar nahe! Wie wir Gibraltar, den gewaltigen Wächter aus Stein, der allerdings an vielen Stellen mit Beton geflickt ist, verlassen, aufkommende Regenböen und Sturm! Dunkel bricht herein über die Meeresstraße, ein Herenkessel tut sich auf, die Wasser schäumen vor Wut und lecken mit gierigen Zungen nach dem Schiffsdeck, so daß man es fluchtartig verläßt. Die rabenschwarze Nacht erlaubt ja doch keine Sicht, die Leuchtfeuer sind verschwunden, insbesondere das richtungweisende Kap Spartel. Bis der Kapitän in die Kajüte kommt und die Passagiere beruhigt: „Keine Angst, meine Damen und Herren, wir haben nur die Orientierung verloren, wir werden auf der Stelle kreuzen, um nicht auf das marokkanische Riff

geworfen zu werden.“ (Was das bedeutet, bezeugen die Schiffstrümmer an der marokkanischen Felsenküste zur Genüge!) Und vorwärts ging die Schiffschraube jene Nacht, nach einigen hundert Metern ein Hebelgriff, wieder zurück, und dieses grausame Spiel, das die Maschine und das Gestänge ätzend vollführten, wiederholte sich bis zum Morgen, da der Sturm abflaute. Als wir nach kurzem Schlummer im Morgenrauen aufwachten und an Deck gingen, lag die See spiegelglatt da, leuchtende Lichtfülle blendete, wir ankerten vor der Bucht von Tanger, die weißen, würfelförmigen Häuser der Stadt glänzten wie frischgefallener Schnee, ein Gruß aus der Heimat, die jetzt auch unter einer Schneedecke lag.

Das ist Afrika, das rätselhafteste Afrika mit seinen Gegensätzen, das einst die Vandalen anzog, nachdem sie seit 400 von Schlessien aus ganz Europa durchwandert hatten, und nun starken Widerstand in Spanien fanden. Da rief der römische Statthalter von Afrika, Bonifatius, und unter Geiserich stach die Flotte, Mai 429, in See. Diese Flotte, eine Schöpfung des weitblickenden Vandalenführers, bestand schon einige Jahre, arabische und spanische Hilfsvölker bildeten wohl den Kern der Besatzung. Ceuta und Tanger waren als Stützpunkte gewonnen, Streifzüge, unter anderm nach

den Balearen, waren unternommen worden, so daß Geiseric den Transport seines Volkes mit ihr wohl wagen konnte. Die Landstrecke von Tanger durch das Riffgebiet und den Atlas war zu unwegsam, auch war die Verpflegung eines so großen Zuges (80 000 Mann, darunter 16 000 Kriegsvolk) nicht gewährleistet. Daher erschien der Seeweg Tarifa (Spanien) nach Oran (Algier) am zweckmäßigsten. Von Oran, wo die Flotte wahrscheinlich landete, bis zum Endziel, das sich Geiseric gesteckt hatte, Karthago, waren noch immerhin 1200 km Landweg zurückzulegen.

Nicht alle zogen nach Karthago weiter, um dort ein kurzlebiges Reich (429—534) zu gründen, kurzlebig deshalb, weil die Sieger das Gesetz der Rassenreinheit nicht beachteten und sich mit der eingeborenen Bevölkerung vermischten. Ein Teil der vandalischen Völker blieb im Riff sitzen und siedelte hier, und auch nach dem Untergang des Vandalenreiches unter ihrem König Gelimer, dem der oströmische Kaiser 534 durch seinen Feldherrn Belisar Herrschaft und Land entriß, wurden sie nicht vollständig ausgerottet. Rassisch und sprachlich lassen sich ihre Spuren heute noch im Riff nachweisen. Auch westgotischer Einschlag kann in Betracht kommen, denn mit der Vertreibung der Mauren 1492 kamen abermals germanische Rassenelemente, wenn auch stark verdünnt, in das Riffgebiet. In fast uneinnehmbaren Bergfesten im Atlas besetzt ihre Nachkommen ein ungezügelter Freiheitsdrang wie die meisten Bergvölker, noch ist ihr jahrzehnte- und jahrhundertelanger Kampf gegen die Spanier, in neuerer Zeit gegen die Franzosen, nicht ganz erloschen. Es ist der Angriffsgeist dieses Mischvolkes aus trotzigem Germanen und stolzen Berberstämmen, der sich lehnt gegen die Unterjochung und die Belehnung mit den unerwünschten Gaben einer fragwürdigen Zivilisation.

Wenn daher in einem sonst gut ausgestatteten wissenschaftlichen Vortrag über die Völkerwanderung in einem ausländischen Radio vor kurzem wegwerfend behauptet wurde, die Spuren der Germanen ließen sich nicht nachweisen im Riff, so ist das genau so vorschnell, wie wenn umgekehrt von manchen Theoretikern behauptet wird, diese Indogermanenreste würden nur aus der Steinzeit stammen, weil Marokko auch Megalithbauten indogermanischer Herkunft aufweist (z. B. 20 km landeinwärts von der atlantischen Küstenstadt Asaila). Die Sprachstufe, auf der nach Vermischung mit den Berbern die germanischen Sprachreste stehen blieben, ist völkerwanderungszeitlich. Dies widerlegt die Annahme, die Wortreste gingen auf die Steinzeit zurück. In bunten Bildern sei herausgegriffen, wie ich in Marokko auf die Spuren unserer stammverwandten Vorfahren traf, ohne sie zu suchen.

Ein tiefgründiger Haß schwelt zwischen den einheimischen Arabern und ihren Unterdrückern, früher den Portugiesen, von denen noch stolze Bauten und die am Strand oder auf der Kasba (Festung) herumliegenden bronzenen Kanonenrohre zeugen. Fast gleichzeitig mit den Portugiesen, im 16. Jahrhundert, beginnen die Spanier im Riffgebiet zu kolonisieren, an der Wende vom 19./20. Jahrhundert tritt Frankreich als Haupterbe des zerfallenden Scherifischen Reiches auf, und

seitdem besteht auch der Haß zwischen den Arabern und den Eindringlingen, der sich besonders gegenüber den zum Herren des Landes sich aufschwingenden Franzosen leidenschaftlich äußert. In Tanger, das seit langem einen internationalen Anstrich trägt, scheinen die nationalen Gegensätze zu schlummern, aber draußen, im flachen Land und in den abgeschiedenen Gebirgstälern, tobt sich ein erbitterter Kleinkrieg aus. Noch ist in aller Erinnerung der zähe Widerstand, den Abdel Krim den Franzosen im Riff entgegensetzte.

Einem Mohammedaner, der jahrzehntlang im Riff lebte und später nach Tanger übersiedelte, verdanke ich einen tiefen Einblick in das Wesen der Riffleute. Manche der arabischen Einwohner, die als Wasserträger, Gärtner, Eseltreiber tagsüber ihrer friedlichen Beschäftigung nachgehen, verschwanden früher, als noch die Kämpfe im Riff ausgefochten wurden, von Zeit zu Zeit, um am fröhlichen Waffengang im Riff teilzunehmen. Mein Gewährsmann selbst nahm ebenfalls teil am Kampf seiner Glaubensgenossen, als er schon in Tanger seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, und rühmte sich, mehrere Feinde erlegt zu haben, so im Kampf mit einer Offizierspatrouille, bei dem es keinen Pardon gab und der Gegner, schon am Boden liegend, noch mit dem Revolver sich zur Wehr setzte, aber unbarmherzig niedergemacht wurde.

Mein Gewährsmann zeigte mir die raffinierte Gefechtsart der Kabylen, die unter Ausnutzung des Geländes sich von Fels zu Fels schleichen, sich mit Palmitos, einer am Boden haftenden Palmenart, verkleiden, stets darauf bedacht, mit allen Mitteln den Gegner zu täuschen und irrezuführen. Er führte mir vor, wie die Kabylen reiten, fechten, wie sie schießen, er wirft sich vor mir in den Dünen sand, einen Stock als Gewehr handhabend, schießt auf dem Rücken liegend, von unten her, ahmt den Ton des Gewehres nach: „Bag, bag, bag,“ und um den Eindruck des Gefechts zu erhöhen, setzt er hinzu: „Bum, bum, bum machen die Kanon!“

Eigenartig ist die Haartracht der Riffkabylenkrieger, die Haare in einem Schopf zusammenzubinden. Sie rasieren den Kopf glatt und lassen nur ein Bündel Haare stehen, das durch eine Spange oder eine Kordel zusammengehalten wird. Auch die jungen Burschen tragen diese Haartracht. Schmuck wird reichlich verwendet, insbesondere Armbänder, auch Ohrenanhänger schmücken die Männer, und ebenso sieht man bei den Frauen viel Halsringe. Jedoch unterscheiden sie sich grundsätzlich von der negroiden Bevölkerung, die aus dem Sudan kommt und sich mit allerlei Beiwerk behängt! Diesem werden magische Kräfte zugeschrieben; so sah ich einen Sudaneger, der auf der Stirne eine aufrechtgestellte Zühnerkralle trug, aber auch klappernde Bleche und Kaurimuscheln werden als Amulett aufgenäht. Das gewöhnliche Kleidungsstück der Bauersfrauen aus dem Riff ist der *Saif*, eine Art Überwurf aus dickem, hellgelbem, selbstgewebtem Stoff, darunter wird eine bestickte Bluse, Leibbinde und Pluderhose sichtbar. Keine Strümpfe, gelbe oder rote Sandalen! Vor der großen Hitze schützt ein Riesenrad von einem Strohhut, dessen breite Krempe von vier gedrehten Schnüren gehalten werden. Das Gesicht wird meist verhüllt, besonders das Kinn wird umwickelt, so daß auch beim Feilbieten ihrer Waren

die Kiffbäuerin kaum mehr als Nase und Augen zeigt. Die Männer sind erkenntlich an einem zugeschnittenen, braunen Mantel aus Ziegenhaar mit Ärmel und einer Kapuze, der Dschellaba. Turban und Waffe kennzeichnen den Mann außerdem. Eine halbkreisförmige Tasche, aus Palmito geflochten, wird über den Rücken gehängt, sie dient als Vorratstasche oder zur Aufbewahrung der Briefe für Botengänger.

Auch ohne die Hinweise meines arabischen Freundes wären mir die Gestalten der Kabylen aufgefallen, die an Markttagen zu Hunderten vom Gebirge her nach der Stadt zogen, am Dünenstrand der Bucht von Tanger vorbei, wo gespenstisch die Kesselwände und Spanten gestrandeter Schiffe wie Walfischskelette in die Luft starren. Während die Bauersfrauen klein von Gestalt erschienen, herabgedrückt von der Last der Säcke mit Holzkohlen oder von einem Bündel Brennholz aus krummen Zweigen und Wurzelwerk (Holz ist rar im kahlen Gebirgsland), waren die Männer schöne, stämmige, sonnverbrannte Gestalten. Ihr länglicher Gesichtsschnitt, blaue Augen zuweilen und blondes Barthaar, das lang geschnitten ist, ließen öfters Vergleiche mit einem würdigen deutschen Familienvater aufkommen. Es war unbedingt germanisches Blut, das sich hier, neben dem berberischen Einschlag, im Lauf der Jahrhunderte erhalten hatte, seit den Zeiten der vandalischen und gotischen Herrschaft. Der bäuerliche und wehrhafte Einschlag der Vorfahren blieb erhalten, neben manchen Kaffeeigentümlichkeiten. Die Männer tragen alle Gewehre, berichtete mir mein Gewächsmann. Wenn sie freilich in die Stadt gehen, um in friedlicher Absicht die Erzeugnisse des Bodens abzusetzen, so lassen sie die Gewehre, von denen neben ältesten Vorderladern und Steinschloßflinten auch ganz moderne Typen vertreten sind, hübsch zu Haus oder stellen sie bei irgend einem Freund unter. Nur unter der breiten Leibbinde blüht zuweilen ein Kunstreich mit Silber-Arabesken verzierter Dolch, als Zeichen der Wehrhaftigkeit. Aber draußen, in den Vorbergen und in den Schluchten ihrer Bergfesten, gilt wieder nur das Gesetz des Stärkeren. Es sind wilde, kühne Krieger, und nirgends kann man sie besser beobachten als an Markttagen auf dem Großen Soffo (Marktplatz), wo ein buntes Farben- und Kassengewimmel herrscht, die Männer in ihren braunen Dschellabas mit Kapuzen, die Frauen in ihrem gelb-weißen Überwurf, dem *haik*. Neben Holzkohlen, die der Städter für seinen einfachen tönernen Kochherd braucht, und die der Gebirgsbewohner aus dem spärlichen Waldvorrat brennt, bringt der Bauer Kalk zum Weißeln der Häuser, wohlriechende Hölzer, Feigen, Granatäpfel, Orangen, Zitronen, Kaktusfrüchte, Zuckerrohr. Auch Flechtwerk aus Palmitos und Töpfe aus rotem Ton, die in ihrer schönen Form jeden Kunstfreund entzücken würden, bieten die Kabylenfrauen feil. Märchenerzähler, Schlangenbändiger und Pferdehandel erhöhen die Farbigeit des bunten Völkergemischs.

Der Reisende, der nur für einen Tag Urlaub den Mittelmeer-Vergnügungsdampfer verläßt, ahnt freilich von den Leidenschaften, die unter der Decke dieses Völkertreffens schlummern, nichts. Gelegentlich trifft auch Spuren dieses zähen Kampfes, wenn ihn ein Junge mit Haarjoch auf der Straße anhält: „Andschera,

Andschera, Vater gestorben im Kriege“ (Andschera, ein Volksstamm aus dem Kiff, daher auch der Stadtname Tandscha, Tanger). Der Krieg im Kiff wirkt sich bis in das Stadtleben hinein aus, er ist volkstümlich und jahrhundertalt, und manche Weise aus dem Kiffkrieg sucht Schutz und Unterhalt in der Stadt, manchen in die Stadt gezogenen Kiffbewohner zog es vor 20 Jahren noch hinaus zum Kampf mit seinen Stammesgenossen, wenn die Kunde kam von einem Wiederaufflackern des Kleinkrieges im Kiff.

Ich wurde selbst zufällig Zeuge der Totenklage um einen im Kiffkrieg gefallenen Araber. Wenn man die Altstadt Tanger mit ihren engen Gassen verläßt, kommt man am Palast des früheren Sultans Muley Hafid vorbei zum „Monte“, dem Villenviertel der reichen Kaufleute, das sich mit prachtvollen Palmen und tropischen Gewächsen ganz den Berg hinaufzieht, eben dem Monte. Von hier genießt man eine unvergessliche Aussicht auf die ganze, blütenweiße arabische Stadt und die tiefblaue Meeresstraße von Gibraltar. Zu Füßen des Monte zieht sich ein ärmliches Araberdorf mit kalkgetünchten, würfelförmigen Gütten, umrahmt von Eukalyptusbäumen und Kakteen und blühenden, haushohen Stengeln der blütentreibenden Agave. Hier, in diesem ärmlichen Viertel, ertönen langgezogene Klagerufe aus einer abseits stehenden Gütte. Wir lauschen einige Zeit, dann übersetzt mir mein Begleiter: „Der Mann weint um seine Kind, gestorben in dem Kriege im Kiff.“ Ich frage, wie alt der Kämpfer sei, und erhalte die Antwort, es sei ein Bursche von nur 12 Jahren.

Es sei hier noch einiges über den Hausbau im Kiff und in den Vorbergen gesagt. In der Stadt treffen wir die bekannte Kubusform des Orients, kaum ein Fenster nach außen, die Außenflächen unscheinbar, im Innern dafür reiches architektonisches Leben, einen Innenhof mit Brunnen und Garten. Aber bereits im Stadtbild finden wir neben leuchtenden Palästen die einfachste Form des Windschutzbrettes, ein aus Reisig und Palmstroh geflochtenes Dach, das an eine bestehende Mauer gelehnt ist. (So bei Alt-Tanger, wo aber auch die doppelseitige Dachhütte vorkommt.)

Neben der Rechteckhütte mit Seitenwand aus geflochtenem Palmstroh oder Schilf kommt auch die Rundhütte vor mit Spitze, einer großen Pickelhaube vergleichbar. Meist stehen beide Arten in gemeinsamem Verband, die runden sind Vorratshütten. Entsprechend dem Wehrcharakter der Kiffbevölkerung, ihrer höheren Kulturstufe, sind die Häuser der Kuafa (Kiffleute) viel widerstandsfähiger, aus Stein oder Lehmziegeln, als flaches Dach dient Schilf, das wegen der Feuergefahr und wegen dem Sturm mit Kies und Steinen beschwert wird. (Unsere Sennhütten.) In der Mitte des Daches bleibt ein Abzugsloch für den Rauch (das Windauge!), das gleichzeitig Licht ins Innere läßt. Stall und Vorratskammer sind unter demselben Dach. Unter der Vorratskammer wird oft noch eine Vertiefung für Aufnahme des Getreides gegraben, die Vorratsgrube, aus der sich unser Keller entwickelt hat. Die Feuerstelle ist heilig; wer den Schutz des Herdes sich erwirbt, darf nicht angetastet werden, genießt Gastfreundschaft, die heilig ist wie bei unseren Vorfahren.

Um auch den Duft der Landschaft und die exotischen Formen der Umwelt einzufangen, in der heute wie vor Jahrhunderten die Kiffleute sich bewegen, folge man mir ein wenig vor die Tore Tangers (die übrigens noch um 1910 herum jeden Abend geschlossen wurden).

Durch die Dünen lenken wir unsere Schritte gegen die Berge, deren unbekanntes Ferne unsere Wanderlust schon lange reizte. Ein Haus ist verlassen worden, der unsicheren Verhältnisse halber, fern von der Stadt ist man nie sicher vor Überfall. Im Garten wuchert eine Fülle von feuerroten Klatschrosen. Wir müssen über eine Brücke, die noch die Portugiesen gebaut. Weit drängt das Meer seine Wasser stromaufwärts und bewirkt Aufstauung, der ganze Boden ist durchtränkt von Salz. Alle Pflanzen, die hier wuchern, haben starken Salzgehalt, es kommen nur Salzpflanzen fort. Nahe bei der Brücke sind Salzgärten, bei den Ruinen von Alt-Tanger (Tandschabalia). Nur einige Mauern, byzantinischen Ursprungs, an die sich jetzt elende Araberhütten lehnen, und einige herumliegende Kanonenrohre zeugen von einstigem Machtwillen. Sonst alles versunken unter der Erde, Palmitos wuchern darüber, für Bodenforschung ein ideales Gebiet! In großen, rechteckigen Becken steht das Salzwasser terrassenförmig übereinander! Ein Araber rührt das Salzwasser herum, dann läßt er von dem oberen Becken Wasser ins nächstfolgende nach unten ab. Die südliche Sonne trocknet schnell, schon erscheinen in dem oberen Becken die kleinen Würfelkristalle des Kochsalzes!

Nun durch Gärten, mit Orangen, Oliven und Feigen, die blauschwarz aus dem hellen Grün zur Einkehr winken, hinan an den Berg, den „Scharf“.

Er macht uns zu schaffen, der „Scharf“, zusammen mit der Tropensonne! Einmal kommt eine regelmäßige Allee von Agaven, die als Feldereinfassung dienen. Eine einzelne Agave liegt abgehauen da, ein Block von zwei Zentnern! Aus dem ausgehöhlten Schaft einer andern Agave haben die Eingeborenen sich Bienenstöcke hergestellt, ein großer Kork steckt vorn drin. Im hohlen Blätterschaft sind die Bienenwaben angebracht! Bilder von der Heimat steigen in mir auf, je höher wir kommen, Schwarzwaldbilder, Ebersteinburg im Murgtal, nur die Agaven, die Mandelbäume und Granatäpfel wollen nicht recht zu dem heimischen Bild sich einfügen. Zu Füßen der flimmernde Silberglanz der arabischen Stadt und das Tiefblau der Bucht von Tanger. Nun begrüßen uns die zahlreichen Hunde, die aus jedem Gehöft herauslugen, mit frechem Gekläff. Die Zütten groß, mit Schilf und Palmstroh gedeckt, der Eindruck des Schwarzwaldorfes wäre vollkommen, wenn nicht die Mauern von Rakteen, die die Höfe schirmen, uns beredt darauf hinweisen würden, daß ein Glanz südlichen Äthers unsere Stirn umfängt! Dazu noch das viele Schilfrohr, das wir hier, hoch oben am Berg, nicht erwartet haben.

Lange verweilen wir nicht in dem Dorfe, die Hunde werden zu drohend, und die Blicke der Dorfbewohner sind finster und wenig einladend. Kornfelder wogen um das Dorf! Knaben und Mädchen müssen die Rolle der Vogelscheuchen übernehmen, ein Mädchen tut dies mit Hilfe einer europäischen Biskuitbüchse, auf die sie

mit einem Stock schlägt, eine primitive Lärmtrommel. Der Knabe hat eine Schleuder, schreit wie das Mädchen: „Ha, ha, hu, hu“, pfeift auch dazwischen oder wirft einen Stein in die frech plündernde Vogelschar.

Nun wieder talabwärts, die Kornfelder hören auf, es beginnt wieder der rissige, austrocknende Boden, auf dem nur Palmitos fortkommen. Aus ihnen wächst häufig, welches Märchenbild, eine karminrote Lilie, eine Iris! Dann folgen blaue und rote Wiesen, denen Winden ihre Leuchtkraft verleihen, bis wir wieder in die Ebene kommen mit Gärten, die von Hecken eingefast sind. Herrlicher Duft von Orangeblüten strömt heraus und betört uns, wie den Deutschen von jeher der Süden betört hat.

Und nun noch einige Proben von Wörtern aus der Kiffsprache, die aber nicht unbedingt den Grad wissenschaftlicher Genauigkeit für sich in Anspruch nehmen können, da die Aufzeichnungen viel zu lang zurückliegen und ich die Vokabeln auch nicht selbst gesammelt habe, vielmehr sie meinem arabischen Freund verdanke. Die Kiffsprache ist, abgesehen von den Stammesunterschieden, ein berberischer Dialekt, der Sprachteile aus germanischem Wortschatz in sich aufgenommen hat und diese nach dem Arabischen hin abgegriffen hat. Anscheinend haben die germanischen Bestandteile keinen Lautwandel durchgemacht. Dies spricht für den Zeitpunkt ihrer Aufnahme. Bemerkenswert ist der Anlaut A, der die fremden Laute dem Araber mundgerecht machte, ihm entspricht das J bei Jhaken. Auch in der Türkei beobachtete ich diese Angleichung, meine deutsch lernenden türkischen Schüler sagten mit Hartnäckigkeit statt Strafe: Jstrake, statt Stein: Jstein, siehe auch Istantul.

- aknei = Knie
- aschlafl = Schläfe
- auran = Ohr, man beobachte die vollen Vokale!
- ihafen = Hafen
- auch = Auge
- astarn = Stirne
- arken = Rücken
- fuk = Sand, sollte solche Begriffsveränderung möglich sein?
- arzan = Zahn
- arzung = Junge.

Ich weiß zur Zeit nicht, ob hierüber noch mehr Material vorhanden ist, und ob die französisch-berberischen Wörterbücher schon nach germanischem Sprachgut durchgesehen wurden. Eine dankbare Aufgabe für den Sprachwissenschaftler, Volkskundler und Vorgesichtler, von der wir noch manchen Aufschluß in Zukunft erhoffen dürfen, wenn auch gerade der Wissenschaft des Spatens im unwirtlichen Kiff manche Hemmungen drohen.

General Franco und General Mola ist es gelungen, den Freiheitswillen der arabischen Bergstämme in die Bahnen geordneter militärischer Disziplin zu lenken, mit ihnen die spanische Heimat wieder größtenteils von der Geißel des Bolschewismus zu befreien. Wenn in Spanien heute noch marokkanische Truppen gegen die kommunistische Gefahr kämpfen, so gehen unsere Sympathien auch mit diesen mannhaften Streitern aus der marokkanischen Bergfreiheit.

# Badisches Armeemuseum in Karlsruhe.

## Waffenhalle

Der Westmark am Rhein!  
Durch das Blätterdach alter Platanen  
Und zwischen Kanonen vorbei am Portale  
Tretet erschauernd ein!

Hier weht der Geist von tapferen Ahnen,  
Als ob aus Blut und rauchigem Brand  
Ein göttlicher Erzton gewaltig töne.  
Den Frommen im Land  
Sind tausend Kapellen zur Andacht geweiht,  
Hier feiert die Heimat die heldischen Söhne.

Aus Bildern der Wand  
Schauen Soldaten vergangener Zeit  
Den Betrachter an.  
War auch ihr Waffenrock anders und bunter  
Als dein Braunhemd, blonder Junge,  
Im gleichen Feuer und Schwunge  
Schlug ein deutsches Herz wie deines darunter.

Fahnen mit farbigen Bändern,  
Zum Sieg getragen in fremden Ländern,  
Pallasche, Pauken, Gewehre,  
Helme versunkener Heere  
Haben im Kampf ihre Pflicht getan.  
So lege den Finger zum Schwur daran:  
Treu wie die Ahnen zu sein,  
Enkel der Westmark am Rhein!

Max Dufner, Greif.

# Vorgeschichte und Entstehung des Deutschen Reiches in der neuen Gesamtdarstellung von Erich Marcks.

Von Hans Gerspacher.

Der geistige Umbruch unserer Tage hat bekanntlich sämtliche Gebiete unseres Lebens ergriffen: Alte Werte sind gefallen, neue Fragen und Aufgaben sind gestellt. Die Geschichtswissenschaft steht wohl mit am stärksten inmitten dieser leidenschaftlichen Kämpfe und Stürme, und nicht wenige Beiträge auch unserer Zeitschrift verdanken dieser erneuten Fragestellung nach Sinn und Zweck geschichtlicher Betrachtung ihre Entstehung. Der Cantus Firmus im Chöre dieser Stimmen ist das Thema vom Reich, in immer neuen Variationen dringt es zu unsern Ohren. In diesen großen und erhabenen Zusammenhang will das neueste Werk des greisen Altmeisters unserer Geschichtsschreibung hineingestellt und nur so gewertet sein: „Der Aufstieg des Reiches — Deutsche Geschichte von 1807 bis 1871/78“<sup>1</sup>.

Anlässlich seines 70. Geburtstages ist ihm am 17. Nov. 1936 vom Führer der Adlerschild des Reiches verliehen worden, und zuvor schon hatten wir mit Freude vernommen, daß Walter Frank ihn zu ehrenvoller Mitarbeit in das neugegründete „Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands“ berufen hat. Bestes Erbe, beste Tradition des Bismarckreiches fand hiermit sichtbare und verdiente Anerkennung.

Zahlreich und bekannt sind seine früheren Werke. Sie blieben ja nicht auf die Erforschung des deutschen Raumes beschränkt, sondern sie offenbaren in der Erfassung auch fremder Staaten und Völker die Weite seines Blickes und die Tiefe seiner Forschungen: am eindringlichsten wohl seine immer wieder aufgelegten „Männer und Zeiten“. Indessen die preußisch-deutsche Geschichte war doch Ausgangspunkt und Zielsetzung seines Lebenswerkes: An seinem Anfange steht die Lebensbeschreibung des Alten Kaisers, und nun schließt sich dieser Kreis im „Aufstiege des Reiches“ — wir dürfen das vorliegende Buch sicher die Ernte seines reichen, gesegneten Lebens nennen: „Diesem Gegenstande“ — wir geben ihm selbst das Wort! — „hat vier Jahrzehnte hindurch die Luft, die ich atmete, die Beschäftigung, die mich immer wieder hamte, vornehmlich angehört“. Darum ist das Buch aus einem Gusse, völlig in sich geschlossen. „Es ist ein Buch persönlicher Liebe und persönlichen Erlebens geworden.“ Darin liegt der Reiz, das Einmalige, man darf sagen, das Zeitlose dieses Lebenswerkes, daß das Buch, „das sich unter den Namen Bismarcks zu stellen wagt ... gleich dem Leben seines Verfassers, innerlich ausgegangen ist von diesem Führer und Haupte deutscher Entwicklung und deutschen Wesens“.

Die knappere Skizze seiner älteren Bismarckbiographie — erstmals erschienen zum hundertsten Geburtstage des Reichsgründers — ist nun zu einem Menschen und Zeiten erfassenden, grandiosen Gemälde geworden, in Idee und Wirkung unendlich tiefer, tiefgründiger als die Historienmalerei Anton von Werners, wenn dessen Berliner Zeughausbilder vergleichsweise, andeutungsweise hier im synchronistischen Zusammenhänge überhaupt erwähnt werden dürfen!

<sup>1</sup> „Der Aufstieg des Reiches — Deutsche Geschichte von 1807 bis 1871/78.“ 1135 Seiten. In Leinen 24 RM. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart—Berlin.

Sicherlich ist niemand berufener, Känder jener „heroischen, schaffenden deutschen Vergangenheit“ zu sein als Erich Marcks: „Ich habe gewünscht, als anschauernder Historiker dieses Stück großer Geschichte des Deutschlandes erinnernd, gestaltend, erklärend noch einmal zur Veranschaulichung zu bringen, als einer doch wohl der letzten unter den Fachgenossen, die das als Zeitgenossen der klassischen Bismarcktage zu tun vermöchten.“ Schon darum ist dieses bekenntnisreine Buch — rein sachlich gesehen — nicht überflüssig, auch wenn wir glauben sollten, durch ältere Darstellungen — S. v. Sybel, S. v. Treitschke (bis 1848 hin) oder E. Brandenburg etwa — genügend unterrichtet zu sein über jene Vorgänge der Reichsgründung. Schon die Tatsache, daß neuere Aktenveröffentlichungen und Bismarcks „Werke“ (herausgegeben seit 1927) neues, stärkeres Licht auf alte Zusammenhänge zu werfen vermögen, wird wohl solche Einwände verstummen lassen.

Oder bedeutet Erich Marcks' Buch gar ein „reaktionäres“ Unterfangen? Marcks, der stets aufrecht seinen Weg gegangen ist, der nie um die Gunst der „Großen“ des entarteten Zwischenreiches gebuhlt hat, ist ein wahrhafter Patriot des alten Reiches. Auch wenn er es uns nicht ausführlich mit Worten versicherte in seinem schönen Vorworte, einem aufrichtigen, selten feierlichen Rechenenschaftsberichte, der Geist des Buches ließe es uns sogleich spüren, daß das Buch geschrieben ist von einem, „der im heutigen Deutschland die Fülle des entscheidend Verwandten mit dieser Vergangenheit lebhaft empfindet und zugleich die Bewegung des Neuen sieht und empfindet, das sein Recht in sich selber trägt. Gegenüber diesem Neuen mit mancher natürlichen Entfremdung und mancher natürlichen Kritik an der Leistung und dem Werke von 1871 handelt es sich mir weder um Verteidigung des Alten noch gar um Angriff auf das Neue. Beide sind meinem historischen wie meinem vaterländischen Gefühle zwei zusammengehörige Teile, zwei Stufen derselben einheitlichen Gesamtentwicklung, jede von ihnen innerhalb der Notwendigkeiten und Möglichkeiten ihres Tages“.

Schon der Titel sagt es uns: Das Ganze ist abgestellt, abgestimmt allein auf die Entstehung, die so mühevoll Erreichung unseres deutschen Nationalstaates, die für alle Jahrhunderte an den Namen Bismarcks geknüpft sein wird. Wem jene politischen Vorgänge und damit die Reichsgründung selbst als eben selbstverständliche Tatsachen erscheinen, der möge das Buch dieses Meisters deutscher Geschichtsschreibung zur Hand nehmen, und er wird sich an Vergils verwandte Worte erinnern fühlen: „Tantae molis erat Romanam condere gentem!“

Nun sind wir auf Grund bestimmter politischer Entwicklungen und Erfahrungen nach 1871 mißtrauisch geworden in der Erkenntnis und Bewertung des rein Staatlich-Politischen, so sehr das staatliche Werden weithin in unserer politischen Geschichte des 19. Jahrhunderts im Vordergrund steht, so sehr die Parole von Freiheit und Einheit in der Idee und Gestalt der Paulskirche (I, 251 bis 359) ein reines politisches Bekenntnis gefunden hat, so gern und uneingeschränkt wir anerkennen, daß in der Reichsgründung Bismarcks — wir sind geneigt zu sagen: der

„Staat an sich“ seine späte, vielleicht zu späte deutsche Auferstehung erlebte, in einer Revolution von oben: In dieses Spiel der Kräfte und Gegenkräfte, der Bewegung und Gegenbewegung, des leidenschaftlichen Willens und der hemmenden Widerstände volle Klarheit bis in letzte Einzelheiten hinein gebracht zu haben, ist ja mit ein Verdienst des auch methodisch so sicheren und einwandfreien Werkes. Wir Jüngeren, die wir das alte Reich kaum noch bewußt erlebt haben, sehen Vieles, was im Kaiserstaat seinen Anfang nahm und dann im Zwischenreich von Weimar voll zur Auswirkung kam, in böser, greller Beleuchtung und bitterer Betrachtung.

Denn den völkischen Staat zu schaffen, in der Prägung und Zielsetzung des Dritten Reiches, blieb dem heraufziehenden 20. Jahrhundert und unserm Geschlechte vorbehalten, Forderungen und Tatsachen, wie sie durch mannigfache Unterlassungssünden und die schließliche Kapitulation des alten Kaiserstaates mitbedingt waren — an warnenden Stimmen hat es ja von Anfang an nicht gefehlt: Wir erinnern an den Kampfruf Friedrich Niezshes, aus Basel in das Kleindeutsche Reich hineingerufen, an die Kritik von Konstantin Franz und Paul de Lagarde.

Aber es wäre Torheit und Irrsinn, Bismarck und seine Helfer — auch der Alte Kaiser ist in Bismarcks „fast unbegreiflicher Allseitigkeit des Schaffens“ nicht wegzudenken — für eine spätere Entwicklung haftbar zu machen, zumal ja die Jahre nach 1878 „die erste große Wendung auf das Heute zu“ schon so stark und vernehmlich anklingen lassen, als die staatlich-monarchische Gewalt des Kanzlers angesichts neuer Aufgaben und sozialer Mächte das ihr in den Tagen der Reichsgründung verbündete Bürgertum abdrängte „aus einseitiger Machtstellung und einseitiger Staatsansicht“.

Die zweifelloste Majestät des Bismarckreiches — das sei allerdings mit allem Nachdruck betont! — die einsame Größe seines Schöpfers, die reine Gesinnung seiner Veräter können durch diese an sich nötigen Feststellungen nicht getrübt und beeinträchtigt werden, so wenig wie der starke Eindruck des vorliegenden Geschichtswerkes.

Wir haben das Umfassende, das Erschöpfende des Werkes schon erwähnt. Es möge zu seiner Charakterisierung — ein Eingehen auf Einzelheiten verbietet nicht allein die räumliche Begrenzung in unserer Zeitschrift — nur angedeutet sein, daß wir in diesen vorbildlich gegliederten zwei Bänden: I. „Die Vorstufen“ — II. „Bismarck“ fruchtbare entwicklungsgeschichtliche Perspektiven und feinste psychologische Analysen dieser „Männer und Zeiten“ erhalten. „Statisches“ und „Dynamisches“, wenn diese Fremdwörter hier erlaubt sind, kommen in der „Vorgeschichte und dem Werden des Reiches“ zu Recht und Geltung, gleichgültig, ob der deutsche Mensch nach 1815 vor uns ersteht, wirtschaftspolitische Vorgänge erklärt, das Wesen von Richard Wagners Kunst erläutert — knapper und feinsinniger kann der Tristan wohl nicht gedeutet werden (I., 403) — ob das Wirken unserer politischen Historiker geschildert wird (Heinrich von Treitschke begleitet uns durch die ganze Darstellung) oder ob etwa die unerbittliche Realität der Tragik von 1866 zum Ausdruck kommt. So umfangreich dies Buch in der Fülle aller wesentlicher Einzelheiten erscheinen mag — sie sind gebündelt und fest in den großen Rahmen hineingespant — es stellt schon aus den zuvor erwähnten Gründen alles andere dar als eine gelehrte Stoff- und Tatsachensammlung, und es ist so wenig wie bei Ranke „nur“ eine chronistische Forschung darüber, „wie es eigentlich gewesen ist“. Marcks erklärt es selbst einmal, geradezu programmatisch: „Nicht so auf Handlungen und Vorgänge als auf Wesen und Bedeutung will diese Darstellung auch weiterhin ausgehen“ (II., 81). Deshalb finden wir in den beiden Bänden auch Wesenserkenntnisse und Urteile in stattlicher Zahl, ruhig, ver-

halten, der aufmerksame Leser wird sie auf Schritt und Tritt entdecken. Karl Marx und sein „Kapital“ finden ebenso sehr ihre kennzeichnende Charakterisierung — Marcks spricht von seiner „jüdisch absoluten Leidenschaft der Logik und des Willens“, von einer „dämonisch unheilvollen Einseitigkeit“ — wie der politische Katholizismus (II., 369 ff.) oder schließlich „die wachsende Selbstüberhebung des Bürgertumes“ (II., 589). Und wenn wir heute im Zeichen des Führerstaates leben und denken, dann entdecken wir nicht nur in der Wirklichkeit des preußisch-deutschen Staates, von 1862 an und solange diese Darstellung dem Leben dieses Staates gewidmet ist, als auch im Werke von Erich Marcks das Walten und die betonte Herausstellung des staatlichen Grundsatzes von Führung und Geleit. Und überzeugender, ernster kann die Problematik der inneren Entwicklung des Reiches nach 1878 nicht erörtert werden, als es in dem herrlichen Schlußumblick (II., 573 ff.) geschehen ist: auch hier tritt Gesinnung und Haltung des Geschichtsschreibers Erich Marcks sichtbar zutage.

Die schildernde, nie stockende, stets bewegte und bewegende Darstellung erhält Krönung und Höhepunkte in den Porträts, mit denen Marcks die großen Persönlichkeiten, sei es der allgemein europäischen, sei es der deutschen Politik und Geschichte, zu Papier bringt. In anschaulicher Lebendigkeit und einzigartigem Farbenreichtum erscheinen vor unserm Auge die Bildnisse Steins, Napoleons I., Metternichs, Moltkes, Roon, Napoleons III., des Alten Kaisers und, in immer neuen Skizzen, die unseres Reichsgründers — um nur diese wenigen herauszugreifen: Wahrhaftig, der Strom des Geschehens und Erzählens ergießt sich unablässig, unermüdet vor uns: Schon sprachlich eine Höchstleistung für sich: In jugendlicher Frische, aber zugleich auch in der ausgeglichenen Ruhe und Reife des großen Historikers schreibt Erich Marcks seine „Deutsche Geschichte“.

Nie überwiegt darin das einzelne, der Einzelvorgang, fast darf man sagen, das Persönliche, so wie dies das Recht der ausgesprochen geschichtlichen Biographie ist, sondern stets ist der Blick auf das Ganze, auf die großen deutschen und europäischen Zusammenhänge, auf das Große unserer Staatwerdung gerichtet, allerdings spricht aus Anlage und Durchführung überall der große Essayist, der als gestaltender Künstler sein Werk komponiert hat: „Eine Gesamtdarstellung muß diese Masse der Einzelheiten sondernd und verkürzend zu gliedern streben: nach dem Gelden die Gruppen der Gegenstände und Gergänge, die Stadien des Verlaufes — so gut sie zu sondern sein können!“ (II., 127).

Wissenschaft und Leben, Vergangenheit und Gegenwart haben hier ihren unvergänglichen Ausdruck gefunden: Es sind keine farblosen Schilderungen von „Haupt- und Staatsaktionen“, diese „Deutsche Geschichte“ ist vielmehr das Denkmal einer großen Zeit, ein Meisterwerk klassischer deutscher Geschichtsschreibung, eine geistesgeschichtliche Tat und Erscheinung von Rang und Ansehen. Keinsten persönlichen Adel erfüllt dies Buch, die stolze Krönung des Lebenswerkes des greisen Gelehrten, der einst die deutschen Gauen lehrend durchschritt und in Freiburg und Heidelberg auch unser badisches Land kennen und lieben lernte, das Land, von dem er einmal für die Jahre der unmittelbaren Reichsgründung schreibt: „Das nationalmoderne Baden ist hierin und in allem selbstlos und rein geblieben.“

Wie das Leben dieses Historikers stets im Zeichen und Dienste des Reiches stand und auch fernerhin noch lange stehen möge, so gehört gerade dies umfassende Buch vom Werden unseres Nationalstaates zu den wesenhaften und wahrhaft großen Erscheinungen unserer deutschen Geschichtsschreibung, und es wird auch für kommende Zeiten und Geschlechter diesen ehrenvollen Platz einnehmen dürfen!